
KÖNIGS ABI-TRAINER

Jürgen Bethke

MEIN ZIEL: ABITUR KATHOLISCHE RELIGIONSLEHRE

Mit Beispielprüfungsaufgaben und Lösungshinweisen
für die schriftliche und mündliche Abiturprüfung

Online-Ergänzungen zu Teil VIII:
Bayerische Abiturprüfung 2018 –
Original-Aufgaben mit Musterlösungen

TEIL VIII: BAYERISCHE ABITURPRÜFUNG 2018 – KATHOLISCHE RELIGIONSLEHRE

Aufgabe I	4
Aufgabe II	8
Aufgabe III	14
Aufgabe IV	16

Lösungsvorschlag Aufgabe I	20
Lösungsvorschlag Aufgabe II	27
Lösungsvorschlag Aufgabe III	35
Lösungsvorschlag Aufgabe IV	44

Über den Autor:

Jürgen Bethke, Dr. theol., geb. 1970, ist Religionslehrer an weiterführenden Schulen im Erzbistum Bamberg.

1. Auflage 2018
Online-Ergänzung zu ISBN: 978-3-8044-1208-8
© 2018 by C. Bange Verlag GmbH, 96142 Hollfeld
Alle Rechte vorbehalten!

ONLINE-ERGÄNZUNG ZU TEIL VIII: BAYERISCHE ABITURPRÜFUNG 2018 – KATHOLISCHE RELIGIONSLEHRE

Arbeitszeit: 210 Minuten

Der Prüfling hat eine der vier vorgelegten Aufgaben zu bearbeiten.

Als Hilfsmittel ist die Bibel zugelassen.

Am Ende jeder Teilaufgabe steht die maximal erreichbare Anzahl von Bewertungseinheiten (BE).

Aufgabe I

Was ist der Mensch? (Erweiterte Textaufgabe)

AUFGABENSTELLUNG

1.1	Fassen Sie die in Text M 1 (S. 5) skizzierte mögliche Entwicklung in ihren wesentlichen Punkten zusammen!	10 BE
1.2	Zeigen Sie denkbare Konsequenzen für die Gesellschaft auf, die sich durch ein „Upgrade von Menschen“ (M 1, S. 5, Z. 6) ergeben könnten!	15 BE
2.1	Geben Sie die Argumentationslinie und die Zielrichtung des Textes M2 (S. 6) wieder!	10 BE
2.2	Vergleichen Sie die Zielvorstellungen von einer Optimierung des Menschen (M 1, S. 5) mit der Zielrichtung von M2 (S. 6) und dem biblisch-christlichen Menschenbild!	20 BE
3.1	Arbeiten Sie die ethische Fragestellung heraus, die der Karikatur M3 (S. 7) zugrunde liegt!	10 BE
3.2	Untersuchen Sie an drei Sozialprinzipien Ihrer Wahl, inwiefern deren Berücksichtigung einen Beitrag zu mehr Menschlichkeit in einem gesellschaftlichen Bereich, z. B. im Gesundheitswesen, leisten könnte!	15 BE
4.	Nehmen Sie dazu Stellung, ob die theologische Letztbegründung von Ethik bei der Beurteilung einer zukünftigen Entwicklung, wie sie z. B. in M 1 (S. 5) geschildert ist, hilfreich sein kann! Beziehen Sie in Ihre Überlegungen M2 (S. 6) und M3 (S. 7) mit ein!	20 BE
	Summe	100 BE

M 1

In seinem aktuellen Buch unternimmt der israelische Historiker Yuval Harari einen Ausblick in die Zukunft:

Mit ihrem Streben nach Glück und Unsterblichkeit versuchen die Menschen in Wirklichkeit, sich zu Göttern zu erheben. Nicht nur deshalb, weil beides göttliche Eigenschaften sind, sondern weil die Menschen, wollen sie Alter und Elend überwinden, zunächst gottgleiche Kontrolle über ihren eigenen biologischen Unterbau erlangen müssen.

Das Upgrade von Menschen zu Göttern kann auf drei Wegen erfolgen: durch Biotechnologie, durch Cyborg¹-Technologie und durch die Erzeugung nicht-organischer Lebewesen. Biotechnologie geht von der Erkenntnis aus, dass wir weit davon entfernt sind, das volle Potenzial organischer Körper auszuschöpfen. Wer weiß, was herauskommt, wenn wir unsere DNA, unser Hormonsystem oder unsere Gehirnstruktur noch ein bisschen weiter verändern. Die Biotechnologie wird nicht geduldig darauf warten, dass die natürliche Selektion ihren Zauber entfaltet. Vielmehr werden sich die Wissenschaftler den alten Körper des Menschen vornehmen und seinen Gencode bewusst umschreiben, seine Gehirnströme neu ausrichten, sein biochemisches Gleichgewicht verändern und ihm sogar völlig neue Gliedmaßen wachsen lassen. Sie werden dadurch neue kleine Götter schaffen, die sich von uns möglicherweise genauso unterscheiden, wie wir uns vom *Homo erectus*². Die Entwicklung von Cyborgs wird noch einen Schritt weitergehen und den organischen Körper mit nicht-organischen Apparaten verschmelzen, etwa künstlichen Händen und Augen oder Millionen von Nano-Robotern, die in unseren Blutbahnen unterwegs sind, Probleme diagnostizieren und Schäden reparieren. Ein solcher Cyborg könnte über Fähigkeiten verfügen, die weit über die jedes organischen Körpers hinausgehen.

Doch selbst die Erfindung von Cyborgs ist eine relativ konservative Sache, insofern sie von der Annahme ausgeht, organische Gehirne würden weiterhin als Kommando- und Kontrollzentren des Lebens fungieren. Ein gewagterer Ansatz löst sich völlig von organischen Körperteilen und hofft, vollkommen nicht-organische Lebewesen zu entwickeln. Nerven-Netzwerke werden ersetzt durch intelligente Software, mit der man, unbeschwert von allen Beschränkungen organischer Chemie, durch virtuelle und nicht-virtuelle Welten gleichermaßen surfen kann.

Quelle: Yuval Noah Harari, *Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen* (aus dem Englischen übersetzt von Andreas Wirthensohn), München ⁵2017, S. 64–67 (für Prüfungszwecke bearbeitet)

1 Das Wort „Cyborg“ setzt sich zusammen aus „cybernetic“ und „organism“ und bezeichnet ein Mischwesen aus lebendigem Organismus und Maschine.

2 Ausgestorbene Art der biologischen Gattung *Homo*, zu der auch der moderne Mensch (*Homo sapiens*) gehört.

M 2

Auszug aus einer Predigt von Papst Franziskus vom 12.06.2016 in St. Peter, Rom:

Man meint, ein kranker oder behinderter Mensch könne nicht glücklich sein, weil er nicht imstande ist, den von der Genuss- und Unterhaltungskultur diktierten Lebensstil zu verwirklichen. In der Zeit, in der eine gewisse Pflege des Körpers zum Massenmythos und daher zum Geschäft geworden ist, muss das, was unvollkommen ist, 5 verschleiert werden, weil es das Glück und die Unbeschwertheit der Privilegierten gefährdet und das herrschende Modell in Schwierigkeiten bringt. Diese Menschen hält man besser im Abseits, in irgendeinem – vielleicht vergoldeten – „Gehege“ oder in den „Reservaten“ der frömmelnden Fürsorge und des Wohlfahrtsstaates, damit sie den Rhythmus des künstlichen Wohlbefindens nicht stören. In einigen Fällen wird 10 sogar die Meinung vertreten, es sei besser, sich baldmöglichst von ihnen zu befreien, weil sie in einer Krisenzeit zu einer unhaltbaren wirtschaftlichen Last werden. Doch in welcher Selbsttäuschung lebt in Wirklichkeit der Mensch von heute, wenn er vor Krankheit und Behinderung die Augen verschließt! Er versteht nicht den wahren Sinn des Lebens, der auch die Annahme von Leid und Begrenzung verlangt. Die Welt wird 15 nicht besser, wenn sie nur aus augenscheinlich „perfekten“ Menschen besteht, sondern wenn die Solidarität unter den Menschen, die gegenseitige Annahme und die Achtung zunehmen.

Quelle: http://de.radiovaticana.va/news/2016/06/12/in_voller_1%C3%A4nge_papstpredigt_zum_jubil%C3%A4um_der_kranken/1236647 (20.07.2017; für Prüfungszwecke bearbeitet)

M 3



© Thomas Platzmann

Aufgabe II

Mitten im Leben vom Tod umfassen (Gestaltungsaufgabe)

AUFGABENSTELLUNG

- | | | |
|-----|---|--------|
| 1.1 | Geben Sie die Grundgedanken des Textes M1 (S. 9) wieder und erläutern Sie ausgehend davon wesentliche Elemente der christlichen Zukunftshoffnung! | 15 BE |
| 1.2 | Beschreiben Sie das Bild M2 (S. 10) und arbeiten Sie mögliche theologische Aussagen des dargestellten Kunstwerks unter Einbeziehung seines Titels und Aufstellungsorts heraus! | 15 BE |
| 2. | Sie sind Mitglied eines bayernweiten kirchlichen Arbeitskreises, der neue Formen seelsorglicher Begleitung von Menschen in der pluralen Gesellschaft erarbeitet. Dabei bringen Sie die Idee eines virtuellen Trauerraums im Internet (M3, S. 11) ein. | |
| 2.1 | Entwerfen Sie unter Verwendung von M3 (S. 11), M4 (S. 12) und M5 (S. 13) ein ausformuliertes Impulsreferat für die nächste Sitzung dieses Arbeitskreises, in dem Sie deutlich machen, warum die Katholische Kirche für Menschen in der offenen Gesellschaft einen virtuellen Trauerraum anbieten sollte! | 20 BE |
| 2.2 | In dieser Sitzung soll auch ein konkreter Vorschlag für den virtuellen Trauerraum (M3, S. 11) vorgelegt werden.

Entwerfen Sie für den virtuellen Trauerraum M3 (S. 11) einen Begründungstext, der auf mögliche Fragen der Besucherinnen und Besucher angesichts von Leid und Tod aus christlicher Perspektive eingeht! Beziehen Sie dabei auch M2 (S. 10) mit ein! | 20 BE |
| 3.1 | Untersuchen Sie mit Bezug auf M5 (S. 13), inwiefern der Gedanke, dass „erst der Tod dem Leben Intensität verleiht“ (M5, S. 13, Z. 18), für Christinnen und Christen bei der Sinnsuche von Bedeutung sein kann! | 15 BE |
| 3.2 | Entfalten Sie anhand einer vorbildhaften Persönlichkeit, welche Bedeutung christliche Tugenden hinsichtlich der Bewältigung einer Zukunftsaufgabe im Sinne der Gerechtigkeit haben (vgl. M1, S. 9, Z. 21 f.) | 15 BE |
| | Summe | 100 BE |

M 1

Heinrich Bedford-Strohm ist Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland. In einer Rede aus dem Jahr 2016 führt er unter dem Titel „Gott wird abwischen alle Tränen'... – Welche Zukunft haben wir?“ unter anderem Folgendes aus:

Öffentliche Theologie ist ein Deutungsangebot für den Umgang mit existentiellen Hoffnungserzählungen und gesellschaftlichen Sinndebatten, sie verhilft zu einer öffentlichen Sprachfähigkeit im Hinblick auf Krankheit und Sterben, Schuld und Vergebung, Hoffnung und Zuversicht.

- 5 Woher kommen Hoffnung und Zuversicht in einer Zeit, die von vielen als Krise empfunden wird? Es gibt gute Gründe, für die Beantwortung dieser Frage in die Bibel zu schauen, deren Hoffnungsbilder zu den faszinierendsten Texten dieses Buches gehören. Für Christen und – soweit sie aus der Hebräischen Bibel kommen – auch für Juden gehören sie zu den nachhaltigsten Kraftquellen für das je eigene Leben. Denn das ist ja
- 10 die große Kraft der Frömmigkeit: dadurch, dass wir die biblischen Texte immer wieder lesen, dass wir die Psalmen beten, dass wir biblische Verheißungen im Gottesdienst öffentlich rezitiert hören, werden sie zum Teil unserer persönlichen Lebensgeschichte. Die biblischen Geschichten werden zum Teil unserer eigenen „story“. Der Blick ändert sich, wenn wir im Lichte dieser Geschichten auf die Zukunft schauen.
- 15 Ganz am Ende der Bibel, in der Offenbarung des Sehers Johannes, öffnet sich so etwas wie ein Schaufenster in die Zukunft. Dort kommt eine Verheißung zum Ausdruck, die vielleicht gerade in Zeiten, in denen die Welt aus den Fugen geraten zu sein scheint, von besonderer Bedeutung ist: Gott – so heißt es da – „wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch
- 20 Geschrei noch Schmerz wird mehr sein“ (Offb 21,4b). Nicht Vertröstung bedeuten solche Hoffnungsbilder, sondern Trost, aus dem die Kraft kommt, schon jetzt für Gerechtigkeit einzutreten und zur Heilung zu helfen.

Quelle: https://landesbischof.bayern-evangelisch.de/upload/speech/elkb_Landesbischof_Johannisrede_2016-06-23.pdf (07.08.2017; für Prüfungszwecke bearbeitet)

M 2



Dieses Kunstwerk mit dem Titel „Tabula saltandi“ (Das Sprungbrett) bildet den Abschluss eines Kreuzwegs, der die Stationen des Leidens und Todes Jesu darstellt. Der Titel ist auf dem Querbalken des Kreuzes eingraviert.

Foto: Bildgrafik Tropper

M 3

Virtueller Trauerraum



[Begrüßungstext]

[Wer ist für mich da? \(Ansprechpartner\)](#)

[Gedenkerze anzünden](#)

[Chat-Room](#)

[Kondolenzbuch](#)

M 4

Der folgende Text stellt Fragen, die im Oktober 2016 auf einem Kongress des Bayerischen Rundfunks zum Thema „Trauer im Internet“ behandelt wurden:

Unser Leben findet in den Sozialen Medien statt – aber was ist eigentlich mit unserem Tod? Trauer und Tod sind nach wie vor Tabuthemen, offline und online. „Wir können alles, nur nicht trauern“ – stimmt das? Welche Möglichkeiten bietet uns das Internet, unserer Trauer Raum zu geben? Welche digitalen Grenzen gibt es?

- 5 Stirbt eine prominente Persönlichkeit, quillt das Netz über vor Nachrufen und entsprechenden Tweets. Wie hilfreich sind digitale Beileidsbekundungen wirklich? Was hilft trauernden Angehörigen – offline und online?

Ganz langsam entsteht im Netz eine Bewegung von publizierenden Menschen, die das Thema Trauer in den öffentlichen Diskurs holen wollen. Wie kann das gelingen?

- 10 Und warum fällt es uns so schwer, über unseren Tod und den unserer Angehörigen zu sprechen und zu schreiben?

Quelle: <https://zuendfunk-netzkongress.de/session/rip-trauer-im-netz/> (20.07.2017; für Prüfungszwecke bearbeitet)

M 5

Der Arzt, Theologe und Schriftsteller Manfred Lütz äußerte sich in einem Interview mit dem Titel „Denk dran: Du stirbst“ (= Memento mori) angesichts zahlreicher verstorbener Prominenter über den Umgang mit dem Tod:

Zeitung: Herr Lütz, derzeit ist ständig in den Feuilletons der Zeitungen und in den sozialen Netzwerken davon die Rede, dass wieder einer der ganz Großen von uns gegangen ist. Offenbar wird derzeit besonders viel gestorben. Kommt Ihnen das auch so vor?

- 5 Manfred Lütz: Na ja, im Großen und Ganzen wird immer gleich viel gestorben. Aktuell irritiert mich jedoch bei aller berechtigten Würdigung des Verstorbenen die manchmal zur Schau gestellte Hoffnungslosigkeit. Wenn der Trost der Religion wegfällt, bleibt nur Trostlosigkeit quer im Raum stehen. Anders als diese hoffnungslose Verzweiflung hatte der christliche Umgang mit dem Tod immer etwas Hoffnungs-
- 10 volles. Da wurde der Tote in die Hand Gottes gegeben.

Zeitung: Sie sind nicht nur Theologe, sondern auch Nervenarzt. Haben Sie denn oft mit krankhafter Todesangst zu tun?

- Lütz: Todesangst ist doch keine Krankheit! Die Angst vor dem Tod gehört zum Leben jedes gesunden Menschen dazu. Und weil der Tod unvermeidlich ist, kann man übr-
- 15 igens nur glücklich werden, wenn man auch angesichts der existenziellen Grenzsituation des Todes glücklich sein kann.

Zeitung: Warum?

- Lütz: Weil erst der Tod dem Leben Intensität verleiht. Wenn wir nicht sterben könnten, dann wäre alles korrigierbar, nichts wäre entschieden. Es wäre die unendliche Lange-
- 20 weile. Nur dadurch, dass wir sterben, wird jeder Moment unwiederholbar wichtig.

Zeitung: Man sollte also jeden Nachruf auch als großes „Memento mori“ lesen? Als Aufforderung, den Tod als Chance für ein sinnvolles Leben zu begreifen?

- Lütz: Der Tod ist die Würze des Lebens. Die Christen glauben ja nicht an das unendliche Leben, das wäre, wie gesagt, die Hölle, sie glauben an das ewige Leben, das die
- 25 Zeit sprengt.

Quelle: <http://www.sueddeutsche.de/panorama/manfred-luetz-denk-dran-du-stirbst-1.29660> 22 (20.07.2017; für Prüfungszwecke bearbeitet)

AUFGABE III

Religion im Kontext der pluralen Gesellschaft (Themenaufgabe)

AUFGABENSTELLUNG

1. *„Ich bin immer wieder irritiert, wie unkritisch der Religionsbegriff verwendet wird beziehungsweise wie leichthin Phänomene als Religionsphänomene beschrieben werden. Als ob feststände, was Religion sei.“* (Magnus Striet, katholischer Theologe)
- 1.1 Zeigen Sie an einem selbst gewählten Beispiel aus Kultur oder Gesellschaft auf, wie religiöse Sehnsüchte des Menschen dort ihren Widerhall finden! 10 BE
- 1.2 Geben Sie eine Begriffsklärung von Religion wieder und prüfen Sie, ob es dieser Begriffsklärung gelingt zu bestimmen, was Religion ist! 15 BE
2. *„Religion und Religiosität können unterdrücken und befreien, zerstören und heilen, verletzen und aufbauen.“* (Reinhard Hempelmann, evangelischer Theologe)
- 2.1 Entfalten Sie unter Einbeziehung des Zitates die Theorie eines Klassikers der Religionskritik Ihrer Wahl! 15 BE
- 2.2 Belegen Sie an biblischen Textstellen, dass der Glaube an Gott die Erfahrung von Befreiung bzw. Heilung ermöglichen kann! 10 BE
3. *„Die Europäer haben eine moralische Verantwortung für die Welt, für die ärmeren Länder, für die Bewahrung der Schöpfung und die Begrenzung des Klimawandels.“* (Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising)
- 3.1 Untersuchen Sie an einem konkreten ethischen Problemfeld die Möglichkeiten und Grenzen eines selbst gewählten nichtreligiösen Modells der Normenbegründung! 15 BE

3.2	Erläutern Sie, welchen Beitrag Handlungsrichtlinien sowohl aus dem Alten als auch aus dem Neuen Testament dazu leisten können, dass Menschen in der pluralen Gesellschaft moralische Verantwortung übernehmen!	-
		15 BE
3.3	Erörtern Sie mit Bezug auf das Zitat, inwiefern das katholische Verständnis vom Gewissen für die plurale Gesellschaft eine Herausforderung, aber auch ein notwendiges Korrektiv sein kann!	
		20 BE
	Summe	100 BE

Quellen:

Magnus Striet, Von einer nutzlosen Leidenschaft, dem Fußball, oder: Vom Religionstier Mensch, in: Lebendige Seelsorge 67 (2016), S. 167–171, hier: S. 169 (für Prüfungszwecke bearbeitet)

Reinhard Hempelmann, Vision einer religionsfreien Welt. Der neue Atheismus hat verschiedene Facetten, in: Herder Korrespondenz Spezial 1 (2014), S. 2–5, hier: S. 5

<https://www.domradio.de/themen/kirche-und-politik/2017-04-29/kardinal-marx-warnt-vor-rueckzug-auf-das-nationale> (12.10.2017)

Aufgabe IV

Ein Ende der Gewalt? – Antworten des Christentums (Textaufgabe)

AUFGABENSTELLUNG

1.	„Vor Gott gelten nicht die etwas, die Macht haben und Gewalt über andere ausüben, sondern die Kleinen, Armen und Machtlosen.“ (M1, S. 18, Z. 42f.)	
1.1	Skizzieren Sie unter Einbeziehung des obigen Zitates Grundzüge des alttestamentlichen Gottesbildes!	10 BE
1.2	Stellen Sie den Gedankengang des Textes M1 (S. 17f.) mit eigenen Worten dar und arbeiten Sie dabei insbesondere die theologische Deutung des Kreuzestodes Jesu heraus, die der Text enthält!	15 BE
2.	„Behält dann die Gewalt von Menschen gegen Menschen letztlich doch das letzte Wort?“ (M1, S. 18, Z. 45f.)	
2.1	Zeigen Sie mögliche Konsequenzen auf, die sich für eine Christin bzw. einen Christen aus der im Text (M1, S. 17f.) vorgelegten Deutung von Tod und Auferstehung Jesu für den Umgang mit Leid und Tod ergeben!	20 BE
2.2	Entfalten Sie die Botschaft Jesu vom Reich Gottes und die sich da-raus ableitenden Impulse für die Bewältigung einer Zukunftsaufgabe, z. B. der Herstellung sozialer oder globaler Gerechtigkeit!	15 BE
3.	„Er schlägt nicht zu, sondern leidet.“ (M1, S. 18, Z. 41f.)	
3.1	Setzen Sie diese Aussage in Beziehung zum ethischen Anspruch der Bergpredigt!	15 BE
3.2	Setzen Sie sich anhand einer heutigen Unrechtserfahrung mit der Frage auseinander, welchen Beitrag die Position eines selbst gewählten Klassikers der Religionskritik zur Gestaltung einer besseren Welt leisten kann! Zeigen Sie auch auf, inwiefern sich die Grundannahmen, die diesem Beitrag zugrunde liegen, von der christlichen Sichtweise unterscheiden!	- 25 BE
	Summe	100 BE

M 1

Der folgende Text mit dem Titel „Der geschundene Jesus“ stammt von Stefan Schreiber. Er ist Professor für neutestamentliche Theologie an der Universität Augsburg.

Das Kreuz gilt als das wichtigste Symbol des Christentums. Manche fühlen sich heute davon abgestoßen, vor allem, wenn ein geschundener menschlicher Körper daran hängt. Die Kreuzigung als römische Todesstrafe für politische Schwerverbrecher steht für brutale Gewalt, mit der Menschen unterdrückt wurden. Das Kreuz sollte abstoßen, und es sollte Angst machen – Symbol des Christentums?

5 Dass Jesus von Nazaret genau diesen Tod am Kreuz gestorben ist, gehört zu den historischen Tatsachen seines Lebens. Die Passionserzählungen aller vier Evangelien berichten ausführlich davon. Sie bagatellisieren die Gewalt, die dabei angewendet wurde, nicht. Denn sie verschweigen keineswegs, dass Jesus geschlagen, geißelt, 10 grausam verspottet und schließlich ans Kreuz gehängt wurde. Sie verherrlichen die Gewalt der Passion Jesu aber auch nicht, denn sie verzichten auf jede erzählerische Ausbreitung der gewalttätigen Momente.

Die Zurückhaltung der Passionserzählungen gegenüber Gewaltexzessen macht deutlich, dass die einfache Formel „Die Größe der Gewalt und des Leidens Jesu 15 macht die Größe der Erlösung aus“ falsch ist.

Ganz im Gegenteil lassen die Passionserzählungen keinen Zweifel daran, dass die von den römischen Soldaten an Jesus verübte Gewalt Unrecht ist. Deutlich sichtbar wird dies an der Figur des römischen Statthalters Pontius Pilatus, der vor einem Todesurteil zögert und Jesu Unschuld erklärt. Und doch verurteilt er den unschuldigen 20 Jesus zum Tod – offenkundig ein Unrechtsurteil.

Die Gewalt bricht dort auf, wo das Auftreten Jesu mit dem Machterhalt der politischen Autoritäten in Jerusalem kollidiert, konkret dort, wo Jesus sich gegen den Jerusalemer Tempel als Machtzentrum in Judäa wendet. Davon sind sowohl die jüdische Priesteraristokratie als auch die römischen Befehlshaber betroffen. Und sie reagieren 25 sofort, indem sie Jesus aus dem Weg räumen.

Den politischen Konflikt erklären die Passionserzählungen theologisch als Konfrontation des Anspruchs Gottes auf seine Welt mit dem Machtstreben der Herrscher, Führer und Eliten.

Gewalt als Mittel, sich politisch unliebsamer Menschen zu entledigen, bleibt Unrecht – auch in der Passion Jesu. Nicht Gott ist es, der irgendwelche Gewaltfantasien auslebt, sondern Menschen nutzen ihre Möglichkeiten, tödliche Gewalt auszuüben, um ihre eigene Macht zu sichern. Und so deuten die Erzählungen hintergründige Wahrheiten an: Hinter dem Spottkönig Jesus wird der wahre König sichtbar, und hinter dem als „König der Juden“, als Terrorist gekreuzigten Jesus der wahre Messias. 30 Der geschundene und gekreuzigte Jesus verkörpert etwas vom Wesen Gottes selbst. Gerade in der Passion wird Gott in seiner Fremdheit und Unverfügbarkeit offenbar, 35

gleichsam entblößt: Er erscheint dort nicht als gewaltiger Retter seines Volkes – der er in der biblischen Tradition auch sein kann, zum Beispiel in der Schilfmeererzählung im Buch Exodus, wo Gott die Streiter des Pharao von den Fluten vernichten lässt, um sein Volk zu retten. Er erscheint vielmehr als der Gott, der seinen geliebten Sohn selbst Opfer menschlicher Gewalt werden lässt. Er schlägt nicht zu, sondern leidet. Vor Gott gelten nicht die etwas, die Macht haben und Gewalt über andere ausüben, sondern die Kleinen, Armen und Machtlosen. Die Passion Jesu verändert das Gottesbild.

Behält dann die Gewalt von Menschen gegen Menschen letztlich doch das letzte Wort? Man kann sich dieser Frage leicht durch Gewöhnung entziehen, wenn das Gewaltpotenzial des Kreuzes in der christlichen Tradition kaum noch als anstößig empfunden wird: Die Passion wird in der Liturgie vorgelesen und in der Musik vertont, der Kreuzweg wird andächtig begangen, das Kreuz mit dem Gekreuzigten aufgehängt, aber dann übersehen. Die Gewalt des Kreuzes scheint domestiziert. Vergessen ist sie nicht. Das Ende der Passion ist Ostern. Die Erweckung Jesu durch Gott demonstriert, dass Gewalt und Tod bei Gott gerade nicht das letzte Wort haben. Im Licht von Ostern bleibt dann auch die Anstößigkeit des Kreuzes im Hier und Jetzt auszuhalten, die das Bewusstsein von der Realität der Gewalt, die Menschen einander zufügen, wachhält – und als gegen den Willen Gottes stehendes Unrecht entlarvt.

Quelle: Stefan Schreiber, Der geschundene Jesus, in: Bibel heute 53 (2017), S. 6 f. (für Prüfungszwecke bearbeitet)

LÖSUNGSVORSCHLÄGE

Vorbemerkungen: Bei den nachstehenden Ausführungen handelt es sich nicht um einen offiziellen Erwartungshorizont des Kultusministeriums, sondern um eine Bearbeitung der Aufgaben, so wie sie der Autor vornehmen würde. Selbstverständlich gibt es daneben auch viele andere gleichwertige Beispiele und Begründungswege, die ebenfalls möglich sind. Die Vorschläge wurden dabei mit der Absicht ausgearbeitet, die jeweilige Aufgabenstellung möglichst umfassend zu durchdringen und auch auf ggf. notwendige Hintergrundüberlegungen aufmerksam zu machen. Insofern unterscheiden sie sich von einer Prüfungssituation, in welcher die Antworten insgesamt knapper und auch stilistisch anders ausfallen werden.

LÖSUNGSVORSCHLAG AUFGABE I

Was ist der Mensch? (Erweiterte Textaufgabe)

1.1

Yuval Harari sieht hinter dem Bestreben, durch medizinisch-technischen Fortschritt eine entgrenzte Leistungsfähigkeit des menschlichen Organismus herbeizuführen, letztlich die Absicht einer Selbstvergöttlichung des Menschen, also die Intention, „wie Gott werden“ zu wollen. Zentrale Ziele sind dabei zum einen die Entgrenzung der Lebensdauer („Unsterblichkeit“), zum anderen des natürlichen Potenzials eines Menschen („Glück“ im Sinn einer souveränen Gestaltung des Daseins jenseits bisheriger natürlicher Grenzen). Beides nämlich sind Vorstellungen und Qualitäten, die nach religiöser Tradition allein Gott zukommen.

Von dieser Grundthese (Z. 1–5) ausgehend nennt der Autor drei mögliche Prozesse hin zu den genannten Zielen, wobei mit jedem Ansatz die Entfernung des Menschen von seinem natürlichen Ursprung größer wird. Im ersten Fall (Biotechnologie) geht es noch um eine Optimierung des menschlichen Organismus als solchem, etwa mit Hilfe der Gentechnik. Nach dem zweiten Konzept (Cyborg-Technologie) werden bereits einzelne Teile des bestehenden Organismus entweder technisch ergänzt oder vollständig substituiert (z. B. künstliche Hände). Als äußerste Form schließlich wäre es denkbar, selbst das menschliche Gehirn und damit die Gesamtpersönlichkeit eines Menschen von seinem natürlichen Ursprung abzukoppeln, indem der bisherige, naturwissenschaftlich betrachtet auf biochemischen Verbindungen beruhende Organismus durch ein vollkommen neues, künstliches Lebewesen ersetzt wird.

1.2

Die Aufgabenstellung zielt auf die Erschließung der im Text M 1 beschriebenen Entwicklung im Hinblick auf „Konsequenzen für die Gesellschaft“, also für das Zusammenleben der Menschen. Noch nicht ausdrücklich verlangt ist dagegen eine Erörterung und Bewertung dieser Folgen aus ethischer Perspektive. Dennoch sollte man auf ein ausgewogenes Verhältnis von positiven und negativen Konsequenzen der unter 1.1 genannten Entwicklungen achten.

Der medizinisch-technische Fortschritt zum Erhalt, zur Wiederherstellung und zur Optimierung des menschlichen Organismus beinhaltet zunächst einmal nicht unerhebliche Chancen. Dies gilt für die erfolgreiche Behandlung von heute noch unheilbaren Krankheiten ebenso wie für die Unterstützung bzw. Ersetzung einzelner organischer Funktionen, etwa der Sehkraft bei Blinden. Fragt man indes danach, welche Folgen sich für eine Gesellschaft aus der damit einhergehenden Verlängerung der Lebensdauer einerseits sowie der Verbesserung

der individuellen Lebensqualität andererseits ergeben, so kommt man zu einem durchaus ambivalenten Ergebnis.

Eine erste Konsequenz liegt darin, dass der sog. „Nacherwerbsphase“ des Lebens, also dem Ruhestand eine immer größere Bedeutung zukommen wird; Soziologen gehen dabei bereits heute von einer statistisch annähernd gleichmäßigen Dreiteilung des Lebens in Ausbildungs-, Erwerbs- und Ruhestandsphase aus. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, aber auch die Chance der immer größeren Aktivität älterer Menschen innerhalb der Gesamtgesellschaft. Somit wird – unter der Voraussetzung einer auch künftig demokratischen und wirtschaftsliberalen Verfassung – das politische wie ökonomische Potenzial der älteren Generation ein bisher nicht gekanntes Ausmaß erreichen. Gleichzeitig freilich muss konstatiert werden, dass die bisherigen Sozialsysteme, insbesondere die Renten- und Krankenversicherung auf eine Situation, in welche größere Teile der Gesellschaft älter als hundert Jahre werden, in keiner Weise ausgelegt sind. Deshalb wird sich nicht nur die Frage des Renteneintrittsalters immer stärker stellen, sondern es besteht auch die Gefahr, dass es etwa gerade in der geriatrischen Medizin zu massiven Verteilungskämpfen um Ressourcen kommt, in Folge derer die individuelle gesundheitliche Situation in einem Ausmaß von der eigenen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit abhängig ist, wie sich dies heute noch niemand vorstellen kann und will.

Die Folgen der von Harari skizzierten Entwicklungen werden freilich nicht allein auf ältere Menschen beschränkt bleiben. Die angedachte Optimierung und erst recht die Ersetzung der bisherigen natürlichen Humanpotenziale würde vielmehr alle betreffen. Dies gilt etwa für die Einsparung von Arbeitskräften aufgrund immer größerer Leistungsfähigkeit des Individuums ebenso wie für das Schicksal derjenigen, bei denen der beschriebene „Optimierungsprozess“ nicht im erhofften Ausmaß möglich ist. Vor allem aber stellt sich die Frage, wer definieren soll, was ein „optimaler Mensch“ überhaupt ist. Kurzum, eine künftige Gesellschaft wird sich mit ethischen Fragen auseinandersetzen haben, welche sich heute erst ganz schemenhaft abzeichnen. Denn nicht alles, was machbar sein wird, wird auch zu verantworten sein!

2.1

Papst Franziskus stellt in seiner Predigt implizit die Frage nach dem *summum bonum*, also dem höchsten anzustrebenden Ziel und damit dem eigentlichen Glück des Menschen. Dabei kritisiert er, dass dieses Glück von weiten Teilen heutiger Gesellschaften in einem vordergründigen Streben nach Genuss und Unterhaltung gesucht wird, wobei die Menschen, welche aus gesundheitlichen oder finanziellen Gründen in einer solchen „Spaßgesellschaft“ nicht mithalten können, von vorne herein benachteiligt oder gar ausgeschlossen sind. Arme und Kranke werden deshalb entweder zur Beruhigung des eigenen Gewissens mit Sozialleistungen abgespeist oder aber – im schlimmsten Fall – als bloße Last betrachtet, von der sich eine Gesellschaft besser so weit als möglich befreien sollte. Mit einer solchen Haltung jedoch verkennt der Mensch sein Wesen wie auch seine Bestimmung in fundamentaler Weise. Denn der Mensch ist dazu berufen, gerade auch das Unvollkommene anzunehmen und von hieraus zu einer Kultur der Solidarität und der Mitmenschlichkeit zu kommen. Nicht die Welt ist gut, in der der Schwache als zu lösendes Problem gilt, sondern die, in der er als zu liebender und zu achtender Mensch gesehen wird!

2.2

Bei dieser anspruchsvollen Aufgabe gilt es zunächst zu erkennen, dass die in den von Harari beschriebenen Prozessen als Ziel genannte „Optimierung“ formal dem entspricht, was von der christlichen Theologie Erlösung und Vollendung des Menschen durch Gott genannt wird. In genau diesem Punkt sind beide Ansätze miteinander zu vergleichen. „Vergleichen“ bedeutet dabei, etwas unter einem bestimmten Aspekt auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin zu untersuchen. Es genügt für eine angemessene Bearbeitung folglich **nicht**, den biomechanischen Optimierungsprozess und die aus dem christlichen Menschenbild resultierenden Zukunftshoffnung des Gläubigen einfach nebeneinander zu stellen. Vielmehr sind zunächst selbstständig jene Punkte zu entwickeln, in denen sich beide Ansätze überhaupt vergleichen lassen. Hierfür eignen sich insbesondere das Verhältnis von geistig-seelischer und körperlich-biologischer Dimension des Menschen, sodann die Frage von personaler Würde einerseits und gesellschaftlicher Funktionalität andererseits, und schließlich das jeweils völlig unterschiedliche Konzept der Unsterblichkeitshoffnung (entgrenzte weltimmanente Lebensdauer gegenüber transzendentaler christlicher Heilserwartung). Dabei sollte die theologische Fundamentalaussage von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen im Hintergrund stets mit bedacht werden.

Der von Yuval Harari beschriebene Optimierungsprozess hin zu einem künftigen Idealmenschen widerspricht in mehreren zentralen Punkten sowohl dem biblisch-christlichen Menschenbild als auch der von Papst Franziskus eingeforderten Kultur der Nächstenliebe. Denn die genannten biologistischen Ansätze streben nach einer Vollendung des Körpers, der Christ jedoch hofft auf die Vollendung des Menschen.

Zunächst ist somit auffallend, dass der Mensch in den von Harari skizzierten künftigen Entwicklungen ausschließlich als ein körperlich-materieller Organismus auf der Basis biochemischer Prozesse und mechanischer Funktionen gesehen wird. Es liegt also ein materialistisches Menschenbild vor. Völlig ausgeblendet bzw. abgelehnt wird dabei die geistig-seelische Dimension menschlicher Existenz, welcher im christlichen Menschenbild infolge der schöpfungstheologischen Aussage von der Einhauchung des göttlichen Lebensatems in Adam (Gen 2,7) eine zentrale Bedeutung zukommt. Für den Christen resultiert hieraus eine unverlierbare Würde jedes einzelnen Menschen vor und unabhängig von jeder körperlich-organischen Funktionalität; in der Aussage von der Erschaffung des Menschen nach dem Abbild Gottes (Gen 1,26) findet diese Würde ihre unübertreffliche Grundlage.

Die materialistische Grundausrichtung der von Harari beschriebenen Ansätze zeigt sich denn auch in deren Zielsetzung. Während es nämlich nach christlicher Auffassung bei der „Optimierung“ (theologisch gesprochen: Vollendung) des Menschen darum geht, dass der Mensch gemäß der Botschaft des Evangeliums zu der ihm von Gott gegebenen Bestimmung gelangt, also „wahrer Mensch“ nach dem Vorbild Jesu wird, geht es den beschriebenen Ansätzen lediglich um eine Optimierung körperlicher Funktionalität. Aus genau diesem Grund ist nach diesen ein Mensch auch nicht heilig, sondern letztlich jederzeit ersetzbar, solange nur das erforderliche wissenschaftlich-technische Potenzial zur Verfügung steht. Der Mensch

ist danach also nicht wertvoll, weil er ein Mensch ist, sondern weil er – in wessen Interesse auch immer – „funktioniert“. Wer diesen Anspruch nicht erfüllt, hat dann keinen Wert mehr, wird zum Problem, kann „entsorgt“ werden. Für den Christen dagegen steht, auch aufgrund seines Glaubens an die Menschwerdung Gottes und der daraus folgenden Überzeugung von der Gottesbegegnung im Mitmenschen, die unverlierbare Würde jedes einzelnen Menschen vor jeder gesellschaftlichen bzw. ökonomischen Leistungsfähigkeit. Die Solidarität mit allen Armen und Schwachen („Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan oder nicht getan habt, das habt ihr mir getan oder nicht getan!“) ergibt sich dabei als zwingende Konsequenz. Ein weiterer fundamentaler Unterschied zwischen beiden Ansätzen betrifft schließlich die Vorstellung von einer künftigen Überwindung der menschlichen Sterblichkeit als der irdischen Begrenzung humaner Existenz schlechthin. Christen hoffen dabei auf ein ewiges, die Verfechter einer organischen Optimierung dagegen lediglich auf ein (möglichst) unendliches und unbeschwertes Leben. Der Unterschied zwischen Ewigkeit und Unendlichkeit aber ist der, dass ein unendliches Leben lediglich in seiner Dauer unbegrenzt sein soll, es ansonsten aber in den Grenzen von Raum und Zeit verbleibt. Die Hoffnung auf ewiges Leben nach der christlichen Botschaft dagegen besteht in der Erwartung einer transzendenten, sich jenseits der bestehenden Welt vollendenden Gemeinschaft mit Gott und den Mitmenschen, in welcher der Einzelne zu seiner wahren und letzten Bestimmung gelangt („Reich Gottes“). Diese „Optimierung“ freilich setzt die Erlösung durch den Tod und die Auferstehung Jesu Christi voraus und kann durch keinen noch so großen wissenschaftlich-technischen Fortschritt erreicht werden. Auch Christen sollen – wie die Verfechter einer medizinisch-technischen Optimierung des Menschen – gegen Leid und Not in der Welt ankämpfen. Doch glauben Christen dabei daran, dass das letzte Ziel des Menschen nicht in der Welt, sondern bei Gott liegt.

3.1

Bei der Analyse von Karikaturen ist mit Satire zu rechnen! Die Sprechblasen der beiden Figuren sind folglich als überspitzter Zynismus und nicht einfach als Wiedergabe der tatsächlichen oder gar der anzustrebenden Realität zu verstehen. Bei der Ausformulierung der Antwort ist darauf zu achten, dass die verlangte „ethische Fragestellung“ klar benannt wird.

Die Karikatur zeigt einen im Krankenhaus liegenden Patienten, bei dem der behandelnde Arzt eine Visite durchführt. Auf die Frage des Kranken, ob noch Hoffnung für ihn bestehe, antwortet der Arzt, das wolle er „einmal durchrechnen“.

Es wird hier auf sarkastische Weise ein zentrales ethisches Problem des heutigen Gesundheitswesens angesprochen, nämlich das Spannungsverhältnis von medizinisch notwendiger Behandlung einerseits und ökonomischen Rahmenbedingungen andererseits. Wovon macht ein Arzt seine Therapieentscheidung abhängig? Im hier beschriebenen Extremfall würde eine Situation eintreten, in der die Heilungschancen eines Patienten nicht mehr allein von seiner medizinischen Prognose, sondern wesentlich von der Bezahlbarkeit der Behandlung,

konkret von der Kostenübernahme durch einen Leistungsträger abhängen. Wird bei der Entscheidung über die Kostenübernahme aber nicht mehr allein die anerkannte medizinische Wirksamkeit einer Behandlung, sondern eine Kosten-Nutzen-Abwägung zum Maßstab gemacht (etwa wenn ein neues Hüftgelenk ab einem bestimmten Lebensalter nicht mehr bezahlt wird), so kommt es zu einer fatalen Reduzierung des Patienten auf den Status eines Produktions- und Kostenfaktors, welche mit der Würde des Menschen unvereinbar ist. Wird die Behandlung eines Patienten aber rein kalkulatorisch betrachtet, so bleiben auch andere Aspekte ärztlichen Handelns (mitmenschliche Zuwendung, Heilung als ganzheitlicher Prozess) unweigerlich auf der Strecke.

3.2

Gefordert ist, dass der Beitrag der katholischen Soziallehre zu einer humanen Gesellschaft in **einem** konkreten Bereich anhand von **drei** Einzelprinzipien entfaltet wird. Nicht zwingend verlangt, aber empfohlen wird, dabei auf die von der Karikatur angesprochene Situation des öffentlichen Gesundheitswesens zurückzugreifen.

Für die katholische Soziallehre ist der einzelne Mensch in seiner unverlierbaren Würde erster Ursprung und letztes Ziel jedweder staatlichen und gesellschaftlichen Struktur. Die Würde eines jeden Menschen, vor allem aber die des Hilfsbedürftigen, des Kranken und schließlich des Sterbenden muss deshalb auch das oberste Leitprinzip des öffentlichen Gesundheitswesens sein, gegenüber dem jede andere Erwägung sekundär zu bleiben hat.

Nach dem Prinzip der *Personalität*, welches für den Gläubigen in der schöpfungstheologischen Aussage von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen gegründet, ist jeder Mensch ein mit einer unverlierbaren individuellen Würde ausgestattetes Geschöpf, welches immer allein aufgrund seiner selbst, niemals aber vorrangig um eines bestimmten Zweckes willen unendlich wertvoll ist. Auf die Situation des Gesundheitswesens übertragen bedeutet dies, dass einem Kranken zuerst geholfen werden muss, weil er Mensch und weil er Person ist, und nicht etwa weil es um die Wiederherstellung seiner Arbeitskraft geht. Ebenso ist klar, dass Gesundheit und Leben eines Menschen niemals in einem Kosten-Nutzen-Verhältnis betrachtet werden dürfen, wie es durch die Karikatur angedeutet wird.

Das Prinzip der *Solidarität* besagt, dass Menschen einander Verantwortung schulden, keiner dem anderen einfach egal sein darf, am wenigsten der Schwache dem Starken, der Kranke dem Gesunden. Nicht ohne Grund ist die Tradition der Krankenpflege wesentlich im kirchlichen Raum durch die mittelalterlichen Hospize mit geprägt worden. Unter den heutigen Bedingungen ist die Solidargemeinschaft der gesetzlichen Krankenversicherung eine Institution, welche diesen Gedanken fortführt. Doch muss sich die gesamte Gesellschaft fortwährend die Frage stellen, ob sie ihrer sittlichen Verpflichtung gegenüber denen gerecht wird, welche sich nicht selbst helfen können.

Das Prinzip der *Subsidiarität* schließlich schützt die Würde und Eigenverantwortlichkeit des Kranken, aber auch des Gesunden. Subsidiarität (von lat. *subsidium* = Hilfe, Unterstützung)

bedeutet, dass der Hilfsbedürftige einerseits Anspruch auf alle Hilfe hat, die er zur nachhaltigen Verbesserung seiner Situation braucht, dass aber andererseits Hilfe niemals bevormundend sein darf, indem sie zu einem bestimmten Verhalten zwingt oder neue Abhängigkeiten schafft. Im Medizinrecht findet sich dieser Gedanke vor allem im Rahmen umfassender Aufklärungs- und Einwilligungspflichten vor einzelnen therapeutischen Maßnahmen, etwa Operationen. Doch auch angebotene Vorsorgemaßnahmen oder die Teilnahme an medizinischer Feldforschung müssen stets auf Freiwilligkeit beruhen, um mit dem obersten Grundsatz der Würde des Menschen vereinbar zu bleiben.

4.

Die Aufgabe verlangt, zunächst das Letztbegründungsproblem ethischer Weisungen möglichst präzise zu umreißen. Von da ausgehend ist zu untersuchen, welche konkreten Auswirkungen die christliche Überzeugung von der Verantwortlichkeit des Menschen gegenüber Gott als seinem Schöpfer und Richter im Bereich einer möglichen „Selbstoptimierung“ des Menschen aus Sicht des Gläubigen hat. Dabei darf die grundsätzliche Situation einer heute pluralen gesellschaftlichen Normen- und Werteordnung freilich nicht außer Acht gelassen werden. Der Text von Papst Franziskus wie auch die Karikatur sollen mit berücksichtigt, brauchen aber nur implizit mit einbezogen zu werden.

„Letztbegründung von Ethik“ bedeutet die Frage zu beantworten, warum ein Mensch überhaupt ethisch, d. h. sittlich gut handeln soll. Für den Christen besteht die Antwort hierauf in seinem Glauben, dass der Mensch als Gottes Geschöpf am Ende des Lebens seinem Schöpfer Rechenschaft ablegen muss über das, was er während seines irdischen Daseins getan und unterlassen hat. Dabei ist der Mensch zur aktiven Weltgestaltung und in diesem Rahmen auch zu wissenschaftlicher Forschung aufgerufen. Er darf und soll sich „die Erde untertan machen“, doch bleibt er hierbei an die ihm von Gott gesetzten Grenzen gebunden.

Die radikale Gegenposition hierzu findet sich in den atheistischen Überzeugungen eines Jean-Paul Sartre oder – noch extremer – Friedrich Nietzsche. Hiernach ist der Mensch als die oberste Instanz seiner selbst ein auch in ethischer Hinsicht radikal ungebundenes Wesen, welches sich seine Grenzen einzig und allein selbst setzen kann (Sartre) oder aber sich an überhaupt keinerlei Moralvorstellungen binden sollte (Nietzsche).

Hinsichtlich der von Yuval Harari angesprochenen künftigen Entwicklungen hin zu einem „optimierten“ Menschen ist somit die Frage von entscheidender Bedeutung, ob man von einer in einer göttlichen Schöpfungsordnung verankerten Bestimmung des Menschen ausgeht. Der Christ ist dabei von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen überzeugt, wie sie sich in den zutiefst menschlichen Qualitäten von vernunftmäßiger Reflexion (Weisheit), der Hinwendung zum Mitmenschen (Liebe) sowie der Souveränität des eigenen Willens (Freiheit) zeigt. Jede „Optimierung“ des Menschen und seines Körpers auf der Basis moderner Wissenschaft, egal ob in medizinischer oder technischer Hinsicht, muss deshalb nach christlicher

Überzeugung dieser gegebenen Wesenhaftigkeit des Menschen dienen, darf sie niemals verdunkeln oder korrumpieren. Die Grenzen des sittlich Erlaubten sind für den Christen somit immer das Wesen des Menschen und seine Würde, die Sünde hingegen ist das, was diesem Wesen widerspricht und die Menschenwürde missachtet, eben das Un-Menschliche.

Grundlegend anders stellt sich die Situation dar, wenn man, wie es der atheistische Existenzialismus tut, jedwede Bestimmung („Essenz“) des Menschen bei der ethischen Begründung des Handelns und jede Verantwortlichkeit gegenüber einer letzten Instanz ablehnt. Denn „wenn Gott tot ist, dann ist alles erlaubt“. Unter dieser Prämisse kann und muss eine Gesellschaft allein in souveräner, ethisch nicht festgelegter Selbstbestimmung darüber entscheiden, welches Idealbild eines künftigen Menschen sie anzustreben und zu verwirklichen gedenkt. Ob etwa der Solidaritätsgedanke als Verpflichtung gegenüber Armen und Schwachen hierbei weiterhin Bestand hat, wäre dann allenfalls noch das Ergebnis eines punktuellen und auch veränderlichen Konsenses, keinesfalls aber etwas, was durch das Wesen des Menschen selbst sittlich geboten ist.

Bei alledem ist zu bedenken, dass Christen heute unter den Bedingungen einer pluralen Gesellschaft leben, in welcher sie nur eine Stimme unter vielen bilden. Umso größer freilich ist ihre Verantwortung, sich in den Prozess einer immer komplizierter werdenden Entscheidungsfindung in ethischen Grenzfragen gerade auch der Biomedizin (ein aktuelles Beispiel ist etwa die Embryonenforschung) einzubringen und dabei die eigenen Überzeugungen geltend zu machen. Hierbei ist das Bewusstsein dafür zu wecken und zu schärfen, dass der Mensch sich nicht selbst verdankt, sondern dass sein Leben ein Geschenk ist, das es zu pflegen und zu bewahren gilt. Wo freilich Gott als letzte Wahrheit nicht anerkannt wird, dort kann es auch keine letzte Richtigkeit hinsichtlich der Erlaubtheit und Sittlichkeit des Handelns geben. Der Glaube oder Nicht-Glaube an Gott ist eine ethisch höchst bedeutsame Entscheidung!

LÖSUNGSVORSCHLAG AUFGABE II

Mitten im Leben vom Tod umfassen (Gestaltungsaufgabe)

1.1

Vom Aufgabensteller verlangt ist zum einen eine Zusammenfassung des Textes von Heinrich Bedford-Strohm (M 1), zum anderen eine Erläuterung von „wesentlichen Elementen“ der christlichen Zukunftshoffnung. Angesichts maximal erreichbarer 15 BE ist freilich klar, dass damit keine vollständige Eschatologie gemeint sein kann. Es liegt also eine typische Aufgabe vor, bei der man aufpassen muss, dass man sich nicht in Einzelheiten verzettelt! Dabei gilt: „Zukunftshoffnung“ heißt für Christen immer zuerst „Hoffnung auf das Reich Gottes“.

Das Thema der Rede des evangelischen Landesbischofs in Bayern ist die Relevanz der Heils- und Hoffnungsaussagen christlicher Eschatologie in der heutigen Situation einer pluralen Gesellschaft. Die von den Kirchen verkündigte Botschaft stellt dabei ein „Deutungsangebot“ (Z. 1) dar, welches im Hinblick auf die alle Menschen – also auch Andersgläubige und Atheisten – betreffenden existenziellen Erfahrungen von Krankheit, Sterben und Tod zu einer „Sprachfähigkeit“ (Z. 3) führen kann. Damit meint Bedford-Strohm, dass sich ein Christ wie jeder Mensch der Unausweichlichkeit des Todes stellen muss, aber nicht fassungslos vor ihm zu verstummen braucht. Seine Fähigkeit hierzu gewinnt der Gläubige aus den großen Zukunftsbildern der christlich-jüdischen Tradition, wie sie in der Bibel entworfen werden. Zunächst zu nennen sind dabei die messianische Heilshoffnung der Prophetenbücher auf Errettung der bestehenden Welt ebenso wie die Tradition der Apokalyptik, welche sich mit dem Buch Daniel und der Offenbarung des Johannes sowohl im Alten als auch im Neuen Testament findet und die den Gedanken einer „neuen Welt“ in den Vordergrund stellt, in der die Not des Alten endgültig vergangen und überwunden ist. Beide Traditionen, die messianische und die apokalyptische, werden von Jesus in seiner Botschaft vom Reich Gottes aufgegriffen und dabei in jener „Bipolarität“ gedeutet, wie sie für die christliche Zukunftshoffnung zentral ist: Weil das Reich Gottes bereits Gegenwart ist, in Jesus unwiderruflich angebrochen ist und mit seiner Auferstehung bereits gesiegt hat, ist der Christ einerseits dazu berufen, die bestehende Welt zum Positiven zu verändern, sich mit Leid und Ungerechtigkeit eben nicht „frömmelnd“ abzufinden, sondern aktiv zu deren heutiger und künftiger Überwindung beizutragen. Andererseits freilich lebt der Christ in dem Bewusstsein, dass die endgültige Erlösung der bestehenden Welt noch aussteht, eine zukünftige Hoffnung ist und dabei nicht vom Menschen gemacht, sondern nur von Gott geschenkt werden kann.

Die Aussagen der Bibel wie auch die eschatologischen Bekenntnisse des Credo, die in der Erwartung der Wiederkunft Christi („zu richten die Lebenden und die Toten“) sowie im Glauben an eine individuelle Auferstehung zum Ausdruck kommen, sind also keine billige Ver-

tröstung, sondern „Hoffnungsbilder“ (Z. 21), die einen neuen Blick auf die Welt wie auch auf das eigene Leben ermöglichen (Z. 13f.). Sie machen dadurch frei für eine selbstbewusste menschliche Existenz, die sich im gläubigen Vertrauen auf künftige Vollendung mutig und aktiv den Herausforderungen der Gegenwart stellt. Genau hierin liegt die stärkste Attraktivität des von Bedford-Strohm eingangs genannten „Deutungsangebots“, für das der Christ mit einem überzeugenden Leben werben, zu dem er aber niemanden zwingen soll.

1.2

Die Aufgabe besteht darin, die als Farbfotografie beiliegende Großplastik eines verfremdeten Kruzifixes (M2) hinsichtlich ihrer theologischen Aussageabsicht zu deuten. Dabei gilt: Eine Deutung sollte in sich schlüssig und überzeugend, sie wird aber immer auch subjektiv sein; die eine richtige Lösung gibt es deshalb hier nicht!

Für eine gelingende Interpretation muss zum einen das Kunstwerk als solches in seinen Einzelementen (Formen, Farbe, Größenverhältnisse usw.) korrekt erfasst, zum anderen aber auch sein Kontext (Abschluss eines Kreuzwegs) berücksichtigt werden. Als Hintergrundwissen unverzichtbar ist die Kenntnis der dogmatischen Aussagen über die Heilsrelevanz des Kreuzesgeschehens sowie hinsichtlich des christlichen Auferstehungsglaubens.

Die Skulptur „Tabula saltandi“ (dt. „Das Sprungbrett“) zeigt ein Kruzifix, dessen Corpus nicht wie gewohnt am Querbalken befestigt, also angenagelt ist, sondern an der Spitze des Kreuzes „steht“ und dabei seine freistehenden Arme in die Höhe ausbreitet. Die gesamte Plastik ist in erdiger, rotbrauner Farbe gehalten, verweist also einerseits auf die Umgebung und hebt sich gleichzeitig von ihr ab. Die deutende Inschrift „Tabula saltandi“ ist in den Querbalken des Kreuzes eingraviert, also in den Teil, der für gewöhnlich den Gekreuzigten „trägt“. Das Kunstwerk bildet den Abschluss eines Kreuzwegs, also der verbildlichten Stationen des Leidens und Sterbens Jesu in Jerusalem gemäß der Passionserzählung der Evangelisten. Je nach Ausführung haben Kreuzwege sieben oder vierzehn „reguläre“ Stationen, wobei sich am Ende oft noch eine zusätzliche Station anschließt, welche nicht mehr auf das Leiden Jesu Bezug nimmt, sondern seine Auferstehung zeigt. Das Werk „Tabula saltandi“ ist eine solche Schlussstation; es zeigt den auferstandenen (genauer: den auferstehenden) Christus, ohne dabei den Tod des Menschen Jesus am Kreuz zu verschweigen.

Die Plastik ist von einer inneren Dynamik beherrscht, wobei die Körperhaltung des Gekreuzigten an einen Kunstspringer im Moment seines Absprungs erinnert. Er hat das „Sprungbrett“, sprich den Querbalken, der ihn festgehalten hat, verlassen und ist im Begriff, sich frei in die Höhe zu erheben. Hiermit folgt der Künstler einer zentralen Aussage bei der Deutung des Kreuzestodes Jesu: Im Augenblick seines Todes wird Jesus von Gott nicht fallen, nicht allein gelassen, sondern der Tod wird für ihn der Durchgang aus den Grenzen irdischer Existenz zu einer neuen, erhöhten Existenz als bestätigter Sohn Gottes. Interessant ist, dass die Auferstehung nach dieser Darstellung nicht aus dem Grab heraus, sondern im Sterben selbst

erfolgt; hierdurch kommt die wesenhafte Einheit des österlichen Triduums (Leiden, Tod und Auferstehung) besser zum Ausdruck als bei der „klassischen“ chronologischen Abfolge. Die rötlich-braune Farbe der Skulptur verweist zum einen auf das am Kreuz vergossene Blut Jesu, zum anderen aber auch auf den aus Erde erschaffenen Menschen und damit auf die durch das Kreuz erlöste menschliche Natur. Mit der Selbsthingabe seines Sohnes stellt Gott die ursprüngliche Natur des Menschen, die durch die Sünde Adams dem Tod verfallen war, wieder her und eröffnet jedem Menschen einen neuen Weg zum Leben als Vollendung seiner Person im neuen Reich Gottes („Himmel“). Hierbei bleibt die Leiblichkeit (nicht die Körperlichkeit!) des Menschen erhalten, d. h. der Mensch bleibt ganzheitlich die Person, die er in seinem irdischen Leben war, aber er wird auf jene neue, höhere existenzielle Ebene gehoben, welche der auferstandene Christus bereits erfahren hat. Somit wird auch der eigene Tod für den Christen ein „Sprungbrett“ zu neuem Leben. Die Skulptur bringt dies mit ihrem zum Himmel weisenden Gekreuzigten eindringlich zum Ausdruck.

2.1

Als zu entwerfender Text ist ein „Impulsreferat“ gefordert, also ein kurzer Vortrag, welcher die Aufgabe des genannten „Arbeitskreises“ kenntlich macht und plausibel begründet. Es geht also darum, mit reflektierten Aussagen bei den „Zuhörern“ die Überzeugung zu wecken, dass die Kirche von ihrem eigenen Auftrag und Selbstverständnis her die Einrichtung sowie Betreuung eines „Virtuellen Trauerraums“ (vgl. M3) im Internet vornehmen sollte.

Dabei ist hinsichtlich der Argumentation zu bedenken, dass die unmittelbare Zielgruppe des Vortrags aus „Insidern“ besteht, also dem innerkirchlichen Bereich entstammt. Die Zielgruppe des Trauerraums dagegen ist eine andere, insofern sich dieser ausdrücklich an eine „offene“, sprich in religiöser und weltanschaulicher Hinsicht plurale Gesellschaft richtet.

Die beigegebenen Materialien M4 und M5 sollen Anregungen für den Gedankengang geben und inhaltlich in diesen mit einfließen; sie brauchen innerhalb des zu entwerfenden Vortrags aber weder explizit erwähnt noch analysiert zu werden.

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Warum sollte kirchliche Trauerpastoral das Internet nutzen? Lassen Sie mich hierzu einige Überlegungen anstellen, wobei ich zunächst – in aller Kürze – mit den philosophischen und theologischen Prämissen beginnen möchte, bevor ich auf einige spezielle Fragen eingehe, die sich im Zusammenhang mit der heutigen digitalen Medienlandschaft stellen.

Trauernde zu trösten gehört zu den elementaren Werken der christlichen Nächstenliebe und damit zu jenen Vollzügen kirchlichen Handelns, in welcher die Verbindung von Orthodoxie und Orthopraxie, von rechter Glaubensüberzeugung und dem daraus resultierenden Glaubensleben immer einer ganz besonderen Herausforderung ausgesetzt ist. Wir als Kirche sollen Menschen in der Verlusterfahrung des Todes trösten, sie aber nicht vertrösten. Wir sollen den Tod in seiner ganzen Schärfe und Bedrohlichkeit ernst nehmen und doch von un-

serer Hoffnung sprechen, dass dieser nicht das letzte Wort hat. „Weint mit den Weinenden“ (Röm 12,15), fordert der Apostel Paulus und gibt uns gleichzeitig an anderer Stelle die Mahnung, nicht zu trauern wie jene Menschen, „die keine Hoffnung haben“ (vgl. 1 Thess 4,13). Der Tod freilich ist dabei zunächst elementare *condicio humana*, Grundbedingung menschlicher Existenz. Er betrifft alle, Gläubige wie Ungläubige. Die Frage, ob seine Zerstörungskraft endgültig ist oder ob es einen Weg über ihn hinaus gibt, gehört mit dem „Was darf ich hoffen?“ zu den Grundfragen Immanuel Kants über das Wesen des Menschen. Ein „Sein zum Tode“ nennt sodann Martin Heidegger das menschliche Dasein und bringt damit zum Ausdruck, dass irdisches Leben Anfang und Ende, eine zeitliche Grenze hat. Eine Grenze, die Angst macht, eine Grenze freilich auch, durch die dem Menschen klar wird, dass er sein Leben nutzen muss, nach seinem Sinn fragen und diesbezüglich eine Überzeugung gewinnen sollte. Gleich dem Maler eines Bildes sollen wir die uns zur Verfügung stehende Lebensspanne sinnvoll gebrauchen, den begrenzenden Rahmen als Chance begreifen anstatt uns nach einer unendlich großen Leinwand zu sehnen, mit der wir letztlich nichts anzufangen wüssten.

Steckt hierin bereits ein Ansatz, mit dem wir als Kirche trauernden Menschen der heutigen Zeit, welche der christlichen Tradition oft weitgehend oder ganz entfremdet sind, überzeugend begegnen können? Nun, Heidegger war Philosoph, kein Theologe; er bleibt offen für religiöse Erfahrung, kann diese aber nicht begründen. Wir als Kirche freilich sollten gemäß dem Grundsatz, wonach Freude und Hoffnung, Trauer und Angst *aller* Menschen immer auch ein Anliegen der Jüngerinnen und Jünger Jesu Christi sein müssen, *allen* Menschen der heutigen Zeit ein Angebot machen, ihrer Trauer Ausdruck zu geben.

Zunächst gilt dabei: Die Artikulierung von Trauer ist ein menschliches Grundbedürfnis. Dieses wird auf der gesellschaftlichen Ebene durch die heutige Medienlandschaft überdimensional befriedigt. Doch bleibt dieses Grundbedürfnis nicht auf Prominente und die öffentliche Meinung beschränkt. Heutige Menschen suchen aber auch ganz persönlich nach einem Ort, an dem sie ihre Trauer und ihr Verlustempfinden zum Ausdruck bringen können. Dieser Ort sollte ausgestattet sein mit großer Reichweite, aber auf Wunsch auch Anonymität bieten und nicht die Befürchtung wecken, einer Erwartungshaltung an eine „gewünschte“ Überzeugung gegenüberzustehen. Wahrscheinlich wird man dabei zuerst an das Internet denken.

Auf der anderen Seite liegen Online-Angebote, was eine pastorale Kontaktaufnahme zum Trauernden angeht, vor jener psychologischen Schwelle, welche die unmittelbare Begegnung mit kirchlichen Institutionen oftmals verhindert. Zu bedenken ist außerdem, dass das „klassische“, im Pfarramt geführte Trauergespräch mit dem kirchlichen Hauptamtlichen heute – soweit denn eine kirchliche Bestattung überhaupt noch stattfindet – oftmals als bürokratische Notwendigkeit empfunden wird und nur noch der organisatorischen Vorbereitung dient, ohne echte seelsorgerliche Begleitung zu sein.

Das Bedürfnis nach neuen Formen der Trauerbegleitung ist also gegeben. Wir sollten somit ein diesbezügliches Angebot machen, das für uns als Kirche gleichermaßen Verpflichtung ist wie Chance sein kann. Eine Verpflichtung, weil wir in einem jeden Menschen, der in einer existenziellen Notlage den Kontakt mit uns sucht, Christus erkennen und uns seiner annehmen sollen; eine Chance, weil wir auch unter den Rahmenbedingungen einer digitalisierten Welt zu einer Hoffnung stehen sollen, die über den Tod hinausreicht. Ein virtueller Trauerraum ist ein Ort, um Menschen in der Welt von heute in ihrer Trauer und ihrem Leid echten Trost erfahren zu lassen; ein Ort aber auch, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

2.2

Bei dieser Aufgabe geht es um den Entwurf des Begrüßungstextes, wie er nach der aus M3 ersichtlichen Konzeption des virtuellen Trauerraums vorgesehen ist. Zu bedenken ist, dass es dabei um eine völlig andere Zielgruppe geht als bei dem Impulsreferat von Aufgabe 2.1. Es handelt sich bei den Besuchern der Webseite im Regelfall weder um theologische Experten noch notwendigerweise um Menschen, die kirchlich oder auch nur religiös sozialisiert sind. Andererseits freilich ist der „virtuelle Trauerraum“ ein Angebot der Kirche und soll deshalb ein Ort sein, an dem von der christlichen Auferstehungshoffnung gesprochen wird, wie sie u. a. die neben dem Text stehende Skulptur „Tabula saltandi“ zum Ausdruck bringt. Der Begrüßungstext muss daher beidem gerecht werden: Er muss den Trauernden in seiner Verlustsituation ernst nehmen, darf die Realität des Todes nicht kleinreden, soll aber – in pastoral kluger Weise – auch die künftige Verheißung verkünden, an die Christen glauben.

*Wirst du an den Toten Wunder tun, werden Schatten aufstehen, um dir zu danken?
Erzählt man im Grab von deiner Huld, von deiner Treue im Totenreich?
Werden deine Wunder in der Finsternis erkannt, deine Gerechtigkeit im Land des Vergessens?
(Psalm 88, 11–13)*

Liebe Besucherin, lieber Besucher dieser Internet-Seite!

Der Tod wirft Fragen auf. Fragen, die uns alle und zu jeder Zeit betreffen, ganz besonders aber dann, wenn sie uns zu erschlagen drohen, dann, wenn der Tod konkret wird. Als Tod eines Familienmitglieds, des Ehepartners, eines Kindes gar, eines Freundes oder einer Freundin. Vielleicht auch als der Tod von Menschen, die uns im Leben nicht in dieser Weise nahe gestanden sind, deren Schicksal uns aber jetzt umso mehr berührt. Dann stehen über allem viele Fragen, vor allem aber die eine große Frage, die da lautet: Warum?

Der Tod, er kann sprachlos machen, mich verstummen lassen. Er kann aber auch dazu führen, dass ich nur noch schreien möchte, der ganzen Welt mitteilen will, was ich empfinde. Er kann dazu führen, dass ich reden, mich austauschen will, sei es mit Menschen, die gleichermaßen Betroffene sind wie ich, sei es mit einem erfahrenen Außenstehenden, der mir vielleicht Hilfe geben kann. Vielleicht ist es auch nur ein einziges Wort, mit dem ich alles sage, was ich zu sagen habe – um dann zu schweigen.

Für das, was aus der Erfahrung des Todes heraus als Bedürfnis entstehen kann, haben wir das Angebot dieser Seiten eingerichtet. Als Christinnen und Christen sind wir dabei den gleichen Fragen ausgesetzt, die jeder Mensch sich stellt. Wenn Sie die obigen Fragen lesen, die in der Bibel stehen, in einem Psalm, den jeder Priester einmal in der Woche als Nachtgebet spricht, dann verstehen Sie vielleicht, dass auch für uns Christen nicht einfach „alles klar“ ist, dass sich Glaube und Zweifel nicht ausschließen, dass auch uns Angst und Verzweiflung übermannen können, wie es Jesus selbst am Kreuz empfunden hat, als er ausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Das oft so ungerechte Leid in der Welt, die Unausweichlichkeit des Todes, auch uns machen sie zu Fragenden.

Und doch, wir Christen bleiben nicht stehen an dieser Stelle. Wir haben eine Hoffnung. Von dieser Hoffnung kündet das nebenstehende Bild, das den Abschluss eines Kreuzwegs, also des Leidensweges Jesu zeigt. Zu sehen ist darauf ein Kreuz. Das Kreuz, es war der Ort des vielleicht grausamsten Todes, den man sich vorstellen konnte. Dieser einmalige Mensch Jesus von Nazareth, er ist diesen Weg gegangen, ist diesen Tod gestorben. Doch dieses Kreuz ist anders. Jesus hängt nicht an ihm, nicht mehr. Jesus steht über ihm, und seine Arme weisen zum Himmel. Weil wir überzeugt sind, dass Gott diesen Jesus auch im Augenblick seiner größten Angst und Not nicht fallengelassen hat, deshalb glauben wir, dass Jesus den Tod nicht nur selbst, sondern dass er ihn für uns alle überwunden hat. Wir Christen hoffen, dass hinter, über, nach dem Kreuz noch etwas kommt, dass nicht der Tod das letzte Wort über das Leben eines Menschen hat, sondern dass dieses letzte, ewig gültige Wort Wahrheit, Leben und Liebe lautet. Wir nennen dies Auferstehung, und unsere Hoffnung heißt Glaube. Ob Sie als Besucher dieser Seiten unseren Glauben teilen, wissen wir nicht. Aber wir laden Sie ein, von Ihren Gefühlen zu sprechen und mit uns.

3.1

Bei der Aufgabe geht es darum, den Zusammenhang zwischen der Endlichkeit des Menschen und seiner Suche nach Sinn zu verdeutlichen. Ausgangspunkt ist dabei die These innerhalb des Interviews mit dem Arzt und Theologen Manfred Lütz (M5, Z. 18 ff.), welcher in der Unausweichlichkeit des Todes die zwingende Notwendigkeit, aber auch die Chance zu bewusster, sinnhafter menschlicher Existenz sieht. Dass sich dahinter letztlich der existenzialphilosophische Ansatz Martin Heideggers vom Leben als „Sein zum Tode“ verbirgt, kann man vielleicht, muss man aber nicht unbedingt wissen.

Menschliches Dasein ist begrenzte Existenz, Lebenszeit ein knappes und deshalb wertvolles Gut. Im Angesicht seiner Sterblichkeit ist der Mensch gezwungen, nach seiner Bestimmung zu fragen, bewusst zu entscheiden, wer er sein und was er mit seinem Leben anfangen will. Entscheidungen sind dabei nicht „beliebig korrigierbar“, nicht zuletzt weil schlicht die Zeit dafür fehlt, denn „man lebt nur einmal“ (vgl. Z. 18 ff.).

Was bedeutet diese fundamentale, existenzielle Grundeinsicht, die für alle Menschen gilt, für den Gläubigen? Zunächst ist festzustellen, dass sich christlicher Glaube der Realität des Todes unmissverständlich stellt, seine Unvermeidlichkeit ernst nimmt. Denn im Unterschied etwa zum buddhistischen Welt- und Menschenbild, welches mit der fernöstlichen Reinkarnationsvorstellung eine zyklische Struktur aufweist, ist das christliche Existenzverständnis linear ausgerichtet. Der universale Kosmos wie auch das Leben jedes einzelnen Menschen haben danach sowohl einen klaren Anfangspunkt (Schöpfung/Geburt) als auch ein unwiderrufliches Endziel („Weltgericht“/individueller Tod). Zwischen den Ereignissen von Geburt und Tod also liegt das einmalige Leben des Menschen, in dem er nach christlicher Überzeugung die einmalige Chance nutzen soll, der zu werden, zu dem ihn Gott bestimmt hat. Seine Bestimmung nämlich gibt sich der Mensch nach christlichem Glauben nicht, wie es der atheis-

tische Existenzialismus postuliert, einfach selbst. Für den Christen liegen seine Bestimmung und damit der Sinn seines Lebens in der Nachfolge Jesu. In dem einen Menschen Jesus von Nazareth hat Gott dem Menschen gezeigt, was wahres Menschsein und was wahren Sinn des Lebens ausmacht, denn „Gott wird Mensch, damit der Mensch Mensch werden kann“.

Es ist bezeichnend, dass sich nach christlichem Verständnis die Offenbarung Gottes an die Welt nicht in der Mitteilung verborgener Lehren vollzieht, sondern dass sie in der Wirklichkeit eines begrenzten irdischen Lebens, eben des Lebens Jesu zu suchen ist. In diesem einmaligen Leben, das von der unendlichen Liebe zu Gott und zu den Menschen kündigt, ist Jesus am Ende auch dem Tod nicht ausgewichen, sondern hat ihn überwunden.

Freilich gilt: Gerade indem der Christ seiner zeitlichen Bestimmung gerecht wird, bleibt er nicht in der Zeit gefangen. Die Auferstehung und das Leben im künftigen Reich Gottes, wie sie dem Christen verheißen sind, stellen deshalb keine Ankündigung einer unendlichen, sinnlosen Abfolge von Tagen und Jahren dar, welche man nicht als Hoffnung, sondern als Fluch empfinden müsste. Ewigkeit ist somit keine unendlich lange Zeit, sondern die Vollendung der Zeit und des Lebens. Allein in dieser Weise ist die Rede vom „Ewigen Leben“ zu begreifen. Alles andere wäre ein Missverständnis und würde weder echtem Lebenssinn noch der Botschaft des Evangeliums gerecht werden.

3.2

Eine Herausforderung bei der Aufgabe liegt darin, dass man aus dem tugendhaften Leben einer in der Regel historischen Persönlichkeit Impulse für die Bewältigung heutiger bzw. zukünftiger Probleme ableiten soll. Es geht also um Aktualisierung. Dabei ist am Anfang zunächst der Tugendbegriff kurz zu umreißen, bevor auf das Leben der gewählten Person und von da aus auf deren heutige Relevanz eingegangen werden muss. Ich wähle im Folgenden beispielhaft den Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg (1875–1943), dessen aus christlicher Verantwortung gelebte Zivilcourage ein Vorbild für alle Zeiten sein kann.

Christliche Tugenden sind prägende Grundhaltungen eines Lebens in der Nachfolge Jesu. In der Tradition der abendländischen Philosophie werden dabei die auf die Antike zurückgehenden vier menschlichen „Kardinaltugenden“ (Klugheit, Besonnenheit, Tapferkeit, Mäßigung), die das Zusammenleben in der Gemeinschaft prägen, von den drei sog. „göttlichen Tugenden“ unterschieden, die in Glaube, Hoffnung und Liebe bestehen und das Verhältnis zu Gott bestimmen sollen.

Der Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg ist in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch sein Leben zu einem echten Vorbild dieses christlichen Wertekanons geworden. Lichtenberg hatte sich bereits in der Zeit der Weimarer Republik als Pfarrer in den Berliner Stadtbezirken Charlottenburg und Wedding mit dem Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung auseinandersetzen müssen und dabei deren zutiefst unchristlichen Charakter erkannt.

In der Zeit des „Dritten Reiches“ trat er zunächst mutig für verfolgte Politiker der inzwischen verbotenen demokratischen Parteien ein, bevor er sich durch das Verbrechen der Ermordung geistig Behinderter („Euthanasiebefehl“) sowie im Zusammenhang mit der Entrechtung der jüdischen Bevölkerung vor noch größere Herausforderungen gestellt sah. Dabei hat Lichtenberg aus christlicher Überzeugung, aber stets unabhängig von der religiösen bzw. weltanschaulichen Herkunft der Opfer mutig und entschlossen gegen ungerechte, menschenverachtende Behandlung protestiert und ist dabei selbst zum Ziel nationalsozialistischer Verfolgung geworden. Er wurde ins Gefängnis geworfen und ist auf einem Häftlingstransport in das Konzentrationslager Dachau an den erlittenen körperlichen Strapazen schließlich gestorben. Bernhard Lichtenberg war durch tiefe Gläubigkeit auf der einen und bewundernswerte Tapferkeit auf der anderen Seite in der Lage, sich den Nöten seiner – sehr dunklen – Zeit zu stellen. Doch auch in unserer Zeit und in unserem Land, in dem wir glücklicherweise in keiner Diktatur leben müssen, ist der aktive Einsatz von Christinnen und Christen gefragt. Auch heute und bei uns haben Randgruppen der Gesellschaft unter Ungerechtigkeit und Ausgrenzung zu leiden, sei es aufgrund wirtschaftlicher Not, sei es aufgrund einer bestimmten Herkunft. Die bleibende Herausforderung des Zusammenhalts in der Gesellschaft aber verlangt nach Menschen, welche gerade für die Rechte der Schwachen und Bedrohten eintreten, unabhängig davon, ob dies populär ist, ob man sich dadurch beliebter macht oder nicht. Christlicher Glaube und christliche Lehre sind dabei kein Rezeptbuch, liefern gewiss keine fertigen tagespolitischen Patentantworten auf oft schwierige Probleme und Fragestellungen. Das Entscheidende und Unaufgebbare aber muss immer bleiben, im Nächsten das Ebenbild des Gottes zu sehen, der in Jesus Mensch geworden ist.

LÖSUNGSVORSCHLAG AUFGABE III

Religion im Kontext der pluralen Gesellschaft (Themaufgabe)

1.1

Das verlangte Beispiel aus „Kultur oder Gesellschaft“ kann sehr frei gewählt werden. Möglich sind hier gesellschaftliche Phänomene bei Massenveranstaltungen ebenso wie künstlerische Ausdrucksformen in Musik, Film, Malerei oder Architektur. Wichtig ist in jedem Fall, dass ein plausibler Bezug zu „religiösen Sehnsüchten des Menschen“ hergestellt wird. Solche sind etwa zu suchen hinter dem Streben nach Identität, nach Selbstvergewisserung, nach entgrenzter Glückserfüllung in beständiger Gemeinschaft sowie in der Sehnsucht nach Unendlichkeit. Im Folgenden wird auf die Fan- und Stadionkultur bei Großereignissen des Fußballs Bezug genommen. Auf die relativ geringe Gewichtung der Aufgabe (max. 10 BE) ist zu achten; die Antwort kann und sollte also eher knapp ausfallen.

Die bedeutende Fußballspiele begleitende Choreographie zeigt in nicht zu übersehender Weise Anlehnungen an liturgische Elemente christlicher Gottesdienste. Während freilich der Gottesdienst den Bezug zur Transzendenz, zu Gott herstellen und dessen Relevanz unterstreichen soll, dient Stadionchoreographie der „Verehrung“ einer von ihren Anhängern unterstützten Mannschaft bzw. der Glorifizierung des Fußballs als solchen. Man spricht deshalb in diesem Zusammenhang von ersatzreligiösen Motiven oder auch „Religionsäquivalenten“.

Als Einzelelemente sind dabei etwa Gesänge zu beobachten, welche beim Einlauf der Mannschaften in das Stadion angestimmt werden. Vom erhofften Sieg „seines“ Teams verspricht sich der Anhänger in diesem Augenblick die Selbstbestätigung, auf der richtigen Seite zu stehen, dem richtigen Verein anzugehören. Das verbindende Gemeinschaftsgefühl der Fankurve stärkt dabei den Einzelnen und schafft in ihm die Gewissheit, dass eine so große Gruppe sich wohl nicht irren wird. Die geglaubte „Botschaft“ sind bei alledem die Geschichte der eigenen Mannschaft und ihre Ziele, die „Heilsbringer“ die Spieler, von denen manchen – wie große Transfers belegen – nahezu messianische Qualitäten zugeschrieben werden. Endet das Spiel schließlich wie erwartet, d. h. geht die Hoffnung auf ein positives Ergebnis in Erfüllung, so winken aufbauendes Glücksgefühl und Kraft für den Alltag der kommenden Woche. Als Unterstützung dienen dabei feste Rituale wie Fahnen, Pyrotechnik (im Stadion verboten, aber in der Kirche als Weihrauch nicht unüblich) und Gesänge, die teilweise bis in die Tonfolge hinein Elemente der Sakralmusik aufgreifen.

1.2

Die Herausforderung besteht darin, dass man sich auf **eine** Begriffsbestimmung von Religion beschränken und diese hinsichtlich ihrer Tragfähigkeit überprüfen soll. Neben der Kenntnis der Definition als solcher, ihrer Berechtigung und ihrer Schwachpunkte ist deshalb auch ein gewisses Überblickswissen in Bezug auf heutige (Welt-)Religionen von Vorteil.

Eine von vielen diskutierten Definitionen bezeichnet Religion als die Verehrung einer jenseitigen („transzendenten“) Macht, von welcher sich der Mensch die Erfüllung seiner Sehnsucht nach Heil und Erlösung verspricht; diese Macht wird als „das Göttliche“ bzw. – bei personaler Vorstellung – als „Gott“ bezeichnet.

Ein Vorteil dieser Definition liegt sicher darin, dass sie am ehesten dem entspricht, was die meisten Menschen mit „Religion“ in Verbindung bringen. Es ist ferner zu bedenken, dass umgekehrt die strikte Ablehnung jedweder Transzendenz letztlich auf ein materialistisches Weltbild hinausläuft, welches als areligiös bezeichnet werden muss. Trotzdem kann nicht übersehen werden, dass die hier vorgenommene völlige oder zumindest weitgehende Identifikation der Religions- mit der Gottesfrage nicht unerhebliche Fragen aufwirft.

Zu bedenken ist zunächst, dass die traditionelle theistische Gottesvorstellung (Gott als sich der Welt offenbarer und in die Geschichte eingreifender Schöpfer, Begleiter, Erlöser und Vollender) ein Kennzeichen vor allem der drei monotheistischen Weltreligionen des Judentums, des Christentums und des Islams darstellt. Religion freilich ist ein Phänomen, welches – nicht nur, aber vor allem auch in den kulturell nicht von Europa her geprägten Teilen der Welt – weit über die genannten Bekenntnisse hinausreicht. Bereits die hinduistischen Erscheinungsformen von Religion weisen mit dem Prinzip des „Brahman“ zum einen ein deutlich nichtpersonales Element der Gottesvorstellung, zum anderen aber mit der für Indien typischen Göttervielfalt auch eine polytheistische Struktur auf. Während man freilich den Hinduismus noch unter der oben genannten Definition von Religion – wenigstens bei deren weiter Auslegung – noch subsumieren kann, ist dies im Fall des Buddhismus kaum noch möglich. Denn der Buddhismus lehnt (zumindest in seiner ursprünglichen Form des Theravada) nicht nur eine personale, sich offenbarende Gottheit, sondern auch jeden Zusammenhang zwischen der Erlösung des Menschen und dem Glauben an eine transzendente Macht ab. Der Buddhismus ist somit eine entscheidende Herausforderung für jeden Versuch, zu einer eindeutigen Bestimmung des Religionsbegriffes zu gelangen, insofern sich die Frage nach der Abgrenzung von „Religion“ im Verhältnis zum weiteren Begriff der „Weltanschauung“ stellt.

Überhaupt steht jeder Versuch einer Bestimmung des Religionsbegriffes vor dem Problem, dass dieser sowohl die objektive, äußere Seite von Religion (Lehrsystem, Kultpraxis, Offenbarungsschriften usw.) als auch deren innere Dimension (persönliches Glaubensempfinden) berücksichtigen muss und dabei zudem nicht auf die klassischen „Großreligionen“ beschränkt bleiben darf. Mit einer einzigen Definition, welche sämtliche Erscheinungsform von Religion erfassen soll, ist dies deshalb kaum zu leisten.

2.1

Auf einleitende Überschriften (meistens Zitate) in Abituraufgaben muss bei der Bearbeitung nur dann eingegangen werden, wenn dies von der Aufgabenstellung selbst her ausdrücklich verlangt wird. Genau das ist hier allerdings der Fall. Es geht somit neben der Darstellung eines religionskritischen Ansatzes als solchem auch darum, inwiefern dieser auf mögliche defizitäre Formen von Religiosität hinweist, die „unterdrücken, zerstören, verletzen“. Umgekehrt zeugen die im Zitat ebenfalls genannten Verben „befreien, heilen, aufbauen“ von einem „gesunden“ Glauben, der zu einem gelingenden Leben beiträgt. Wenn es um die Gefahr einer pathologischen Religiosität bzw. um die Auseinandersetzung mit dieser Gefahr geht, dann heißt der Religionskritiker der Wahl – sofern man ihn denn vorbereitet hat – Sigmund Freud.

Der religionskritische Ansatz des Wiener Nervenarztes und Begründers der Psychoanalyse Sigmund Freud (1856–1939) stellt eine Weiterführung der Projektionstheorie Ludwig Feuerbachs dar. Religion ist in den Augen Freuds als infantile Sehnsucht des Menschen Teil eines selbst projizierten „Über-Ich“. Die Begrifflichkeit erklärt sich dabei aus seinem persönlichkeitspsychologischen Ansatz, nach welchem Persönlichkeit und Verhalten des Menschen („Ich“) stets einen Ausgleich zwischen unterbewussten Trieben („Es“) und deren Kontrolle durch ein äußeres Moralsystem („Über-Ich“) darstellen. Dabei freilich wird Religion nach Meinung von Freud keinesfalls dem gerecht, was er als Maßstab für einen „gesunden“ Ausgleich postuliert, nämlich Rationalität und sozialadäquates Verhalten. Vielmehr ist der Gottesglaube für ihn eine psychologisch erklärbare Projektion, mit welcher sich der religiöse Mensch seine Sehnsucht nach einem beschützenden Übervater erfüllen will, der ihm den rechten Weg durch das Leben weisen, ihm aber auch die Angst vor den Unwägbarkeiten des Schicksals sowie vor dem Tod nehmen soll. Nach Freud also ist das selbst erschaffene, illusionäre Wesen „Gott“ formal zwar ein Teil des „Über-Ich“, insofern es als moralische Kontrollinstanz fungiert; tatsächlich jedoch entspringt die Gottesvorstellung dem „Es“ und erfüllt triebhafte, unterbewusste Sehnsüchte in einer Weise, die mit Blick auf ein zeitgemäßes, rationales Menschenbild abzulehnen sei. Denn Religion macht laut Freud den Gläubigen unfrei, indem sie gleich einer Droge die Lebensbewältigung von der „Berauschung“ an einem illusionären Wesen abhängig macht, ohne die der davon „Süchtige“ dann nicht mehr leben kann. Stattdessen gelte es, zur Gestaltung eines aufgeklärten Daseins allein die Kräfte einzusetzen, welche in Freuds materialistisch-positivistischem Weltbild ausschließlich die Realität bilden, nämlich Natur und Vernunft.

Der Zusammenhang von Psychologie und Glaube bzw. Gottesbild ist ein weites Feld und macht die völlig unterschiedlichen Wirkungen deutlich, welche Religion auf das Menschsein haben kann, ganz wie es in dem Zitat von Reinhard Hempelmann angesprochen wird. Fest steht: In ihren Fehlformen kann Religion für den Menschen tatsächlich auch eine Belastung darstellen und somit Unterdrückung sein. Dabei hatte Freud vor allem den Menschen vor Augen, dessen Sexualität durch moralischen Zwang unterdrückt ist (ein klischeehaftes Motiv in der für Freud prägenden Endzeit der Donaumonarchie) und bei dem der so aufgebaute

Druck nach pathologischen Ventilen in anderen Lebensbereichen sucht. Betrachtet man die geradezu zwanghafte Leibfeindlichkeit, die in einer bestimmten Art von Frömmigkeit zum Ausdruck kommt und die in der Geschichte zu extremen Auswüchsen bis hin zur Selbstkasteiung geführt hat, so wird man nicht umhinkommen, hier von einer pathologischen religiösen Praxis zu sprechen, die einer gesunden Persönlichkeitsentfaltung im Wege steht. Freilich ist es unzulässig, allein aufgrund der zweifellos bestehenden Möglichkeit von Fehlentwicklungen auf das Wesen des Glaubens selbst zu schließen. Verantworteter Glaube steht immer im Dienst des Menschen und trägt zu gelingendem Leben bei, ohne dieses mit zwanghaften Ängsten und Verhaltensweisen zu belasten oder gar zu zerstören. Dies gilt für die Orthodoxie als Verantwortung des Glaubens vor der Vernunft ebenso wie für die Orthopraxie, als das Glaubensleben, welches in Ausrichtung an der Praxis Jesu stets daraufhin befragt werden muss, inwiefern es Befreiung und Heilung ermöglicht, ohne jemals zu unterdrücken oder zu verletzen. Die Religionskritik Sigmund Freuds kann deshalb – ungeachtet all ihrer unzulässigen Pauschalisierungen – zu einer berechtigten Hinterfragung und Korrektur defizitärer Formen von Religion und Religiosität beitragen.

2.2

Ist im Rahmen einer Aufgabenstellung von „Beispielen“ (Plural!) die Rede, so bedeutet dies, dass zwei davon obligatorisch sind; bei nur einem darf der Korrektor normalerweise keine volle Punktzahl geben. Mehr als zwei sind dagegen nicht verboten und zählen ebenfalls, doch sollte man das Ganze bei maximal 10 BE auch ökonomisch sehen. Da in diesem Fall nicht (wie sonst öfters, vgl. 3.2!) die zusätzliche Auflage „Altes und Neues Testament“ gemacht wird, ist man bei der Wahl der Bibelstellen frei. Darauf zu achten ist allerdings, dass in den gewählten Perikopen von Befreiung und Heilung nicht nur (etwa als Leitprinzip oder künftige Verheißung) gesprochen wird, sondern dass diese auch real erfahren werden.

Die Befreiungsgeschichte und das Schlüssel-narrativ des Alten Testaments ist das im 14. Kapitel des Buches Exodus geschilderte Meerwunder. In einer verzweiferten Situation, in welcher der Glaube Israels an die von Jahwe zugesagte Errettung aus Ägypten und damit die Treue des Volkes auf dem Spielfeld stehen, ja selbst die Rückkehr in die Knechtschaft zur Versuchung wird, dort zeigt sich Gott als derjenige, der in auswegloser Lage die Erfahrung des Durchbruchs, des Abwerfens belastender Angst schenkt. Israel entkommt durch die wundersame Teilung des Meeres der ägyptischen Streitmacht, weil es auf Jahwe vertraut: *„Fürchtet euch nicht! Bleibt stehen und schaut zu, wie der HERR euch heute rettet!“* (Ex 14,13) Der Glaube erfährt durch reale Befreiung seine Bestätigung: *„Als Israel sah, dass der HERR mit mächtiger Hand an den Ägyptern gehandelt hatte, fürchtete das Volk den HERRN. Sie glaubten an den HERRN und an Mose, seinen Knecht.“* (Ex 14,31) Die Exodus-Erzählung wurde so zur zentralen biblischen Hoffnungsgeschichte für die Unterdrückten aller Zeiten.

In den neutestamentlichen Evangelien sind es vor allem die Heilungswunder Jesu, durch welche Menschen eine machtvolle Veränderung ihrer Situation erfahren. Dabei freilich macht Jesus immer deutlich, dass es ihm nicht um eine Demonstration magischer, übernatürlicher Kräfte und Fähigkeiten geht, sondern dass der Glaube die unverzichtbare Voraussetzung einer jeden heilenden Begegnung mit ihm ist. Als sich eine an Blutungen leidende Frau an Jesus wendet und überzeugt ist, dass schon ein Berühren des Gewandes Jesu ihre Lage verbessern wird, berichtet der Evangelist Matthäus: „Jesus wandte sich um, und als er sie sah, sagte er: *Hab keine Angst, meine Tochter, dein Glaube hat dich gerettet! Und von dieser Stunde an war die Frau geheilt.*“ (Mt 9,22) Zu bedenken ist also, dass es bei den Heilungen Jesu zwar immer auch, aber niemals nur um die Befreiung von körperlichen Gebrechen geht, sondern dass Jesus immer die ganzheitliche, geistig-seelische Gesundung des Menschen auf seinem Weg in das künftige Reich Gottes im Blick hat.

3.1

Bei dieser Aufgabe geht es zunächst darum, ein konkretes ethisches Problemfeld, also eine kontrovers diskutierte ethische Fragestellung zu wählen. In Bezug auf diese ist sodann zu prüfen, was ein „nichtreligiöses Modell der Normenbegründung“ zu einer möglichen Lösung, d. h. zu einer allgemeinverbindlichen Regelung beitragen kann, und wo dessen diesbezüglichen Grenzen liegen. „Nichtreligiös“ heißt in diesem Zusammenhang, dass die Argumentationslinie des Ansatzes ohne eine apriorische Glaubensentscheidung auskommen muss. Aus genau diesem Grund würde ich von der Naturrechtslehre in ihrer katholischen Lesart (obgleich sie selbst den genannten Anspruch durchaus erhebt!) an dieser Stelle abraten. Am besten geeignet ist das neokantianische Modell der Diskursethik nach dem Ansatz von Jürgen Habermas. Als Problemfeld würde ich eine möglichst aktuelle Diskussion aufgreifen, etwa die um die Gewinnung von Stammzellen aus menschlichen Embryonen.

Die Erforschung und therapeutische Nutzbarmachung embryonaler Stammzellen gehört zu den umstrittensten Fragestellungen gegenwärtiger Medizinethik. Der Grundansatz dabei ist, aus sich in einem sehr frühen Stadium ihrer Entwicklung befindlichen menschlichen Embryonen sog. „pluripotente Zellen“ zu gewinnen, welche sich zu jeder gewünschten Körperzelle, etwa zu solchen der Netzhaut oder des Herzmuskels weiterentwickeln können. Damit verbunden ist die Hoffnung, durch Züchtung von körperidentischem Gewebe bislang noch irreparable Schädigungen von Organen künftig erfolgreich heilen zu können. Die fundamentale ethische Fragestellung freilich ist dabei, ob der menschliche Embryo einfach als Zellspender benutzt werden und damit letztlich mit Vorsatz getötet werden darf, oder ob ihm nicht auch bereits in diesem Stadium der Status einer mit unverlierbarer Würde ausgestatteten menschlichen Person zukommt.

Nach dem diskursethischen Ansatz des neokantianischen Philosophen Jürgen Habermas (geb. 1929) kann die Lösung einer solchen Streitfrage allein im Rahmen eines gesellschaftlichen Diskurses erfolgen, dessen Ziel ein möglichst breiter, auf freier Zustimmung beruhender Konsens sein muss. Deshalb macht Habermas die ethische Berechtigung der Allgemeinverbindlichkeit einer Norm (hier: Erlaubtheit / Förderung bzw. Verbot der Stammzellenforschung) davon abhängig, dass alle von der fraglichen Norm Betroffenen (hier: Wissenschaftler, Ärzte, Patienten, letztlich die Gesellschaft als Ganze) sich über eine normative Regelung frei und nach demokratischen Spielregeln ausgetauscht haben und diese schließlich eine ebenso freie allgemeine Zustimmung gefunden hat. Als elementare Voraussetzungen einer erfolgreichen, konsensorientierten Diskussion nennt Habermas dabei die Gewährleistung der vier Prinzipien von Öffentlichkeit des Diskurses (keine Geheimabsprachen), Gewaltlosigkeit der Auseinandersetzung (Verzicht auf sachfremde Druckmittel), Aufrichtigkeit der Argumente (ehrliche Benennung von Eigeninteressen und subjektiven Überzeugungen) sowie der demokratischen Gesinnung aller Diskursteilnehmer.

Habermas' Ansatz kann als wichtiger Beitrag zur ethischen Normfindung in einer modernen, weltanschaulich pluralen und demokratisch verfassten Gesellschaft gelten. Eine elementare Voraussetzung für die befriedende Wirkung gesellschaftlicher Normen ist in der Tat, dass diese am Ende auch von denen akzeptiert oder wenigstens respektiert werden können, welche sich eine andere Regelung gewünscht hätten bzw. wünschen würden. Dies erreicht man, indem ein möglichst breiter Konsens angestrebt wird, wobei die Anforderung an das Maß an Übereinstimmung umso höher ist, je fundamentaler sich der ethische Diskussionspunkt darstellt. Gleichwohl dürfen auch die Grenzen diskursethischer Normfindung nicht übersehen werden. Zunächst stellt die Diskursethik ein Ideal dar, dem sich die Realität immer nur annähern, dem sie aber nie vollständig entsprechen kann. In der Praxis werden zum einen nicht alle Betroffenen tatsächlich am Diskurs teilnehmen können, zum anderen wird es immer Gruppen geben, deren Handeln nicht konsensorientiert und kommunikativ, sondern machtstrategisch auf die Durchsetzung der eigenen Position ausgerichtet ist. Vor allem aber muss aus christlicher Sicht angemerkt werden, dass hinter dem Modell von Habermas ein erkenntnistheoretischer Perspektive problematischer Wahrheitsbegriff steht. „Wahrheit“ kann danach immer nur „Konsens“ sein, sich also erst im Nachhinein als Ergebnis eines Diskurses manifestieren. Für den Christen hingegen ist Wahrheit das, was in Schöpfung und Offenbarung grundgelegt, deshalb dem Menschen durch Gott vorgegeben ist und erkannt, aber nicht gemacht werden kann. Es kann deshalb nicht sein, dass einem Menschen nur deshalb eine unverlierbare Würde und essenzielle Rechte zukommen, weil im Rahmen des Diskurses innerhalb einer Gesellschaft ein Konsens hierüber erzielt wurde. Für den Schutz von Embryonen und damit des Menschseins vor der Geburt gilt das Gleiche.

3.2

Mit dem Begriff „Handlungsrichtlinien“ (etwas weiter gefasst als „Normen“) meint der Aufgabensteller ethische Impulse, welche sich aus biblischen Texten für die Verantwortung des Einzelnen in einer pluralen Gesellschaft ableiten lassen. Hier ist nun explizit verlangt, dass die wiederum mindestens zwei Beispiele Altes und Neues Testament abdecken müssen. Im Hinblick auf ersteres wird man wahrscheinlich zuerst an den Dekalog denken, doch lässt sich die Aufgabe etwa mit den Anweisungen zu gesellschaftlicher Solidarität innerhalb des deuteronomistischen Gesetzeswerkes besser lösen. Auch der Auftrag zu Gestaltung und Bewahrung der Schöpfung nach Gen 2,15 wäre eine Möglichkeit. Die elementare neutestamentliche Perikope hinsichtlich der Übernahme von Solidarität und Verantwortung ist die Erzählung vom Barmherzigen Samariter.

Auch wenn die Ethik der alttestamentlichen Tora einer längst vergangenen kulturgeschichtlichen Epoche entstammt, so weist diese doch eine teilweise frappierende Aktualität auf. Ein Beispiel hierfür ist der soziale Impetus der sog. „Ackerbrache“, welche sich nach Dtn 15,2 in die Bestimmung eines alle sieben Jahre fällig werdenden allgemeinen Schuldenerlasses gewandelt hat. Der Vermögende hat somit die Pflicht, regelmäßig auf an sich berechnete individuelle Forderungen gegenüber dem Armen zu verzichten. Somit übernimmt er Verantwortung für einen sozialen Ausgleich und damit für den Zusammenhalt innerhalb der Gesamtgesellschaft. Ein Auseinanderdriften in eine besitzende und eine besitzlose Schicht wird verhindert, was in den Augen Jahwes ein Unrecht wäre, da Israel als Ganzes das auserwählte und geliebte Volk Gottes ist. Die Verantwortung für den sozialen Zusammenhalt in der Gesellschaft (auf der Ebene des Nationalstaates, aber auch weit darüber hinaus bis hin zu globaler Solidarität der Reichen mit den armen Weltregionen) ist somit ein Gedanke, der sich individual- wie strukturethisch bereits im Alten Testament nachweisen lässt. Freilich ist zu bedenken, dass die Normen der Tora der stetigen Aktualisierung bedürfen und somit immer wieder neu bedacht werden muss, was die „Ackerbrache“ des Deuteronomiums in der Gegenwart bedeuten kann. Die möglichen Konsequenzen reichen hier von persönlicher Steuerehrlichkeit bis hin zu einer gerechten internationalen Wirtschaftsordnung. In allen diesen Bereichen sind Christen herausgefordert, ihre persönliche Verantwortung für soziale Gerechtigkeit wahrzunehmen, wobei die oberste Richtschnur („norma normans“) immer Lehre und Praxis Jesu sein müssen. Das Prinzip der entgrenzten Solidarität entfaltet Jesus in der Erzählung vom Barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37). Indem der Samariter, mit den übrigen Juden aufgrund religiöser Auseinandersetzungen verfeindet und aus Jerusalemer Perspektive kein Teil der Solidargemeinschaft Israels, dem Verletzten dennoch hilft, wird deutlich gemacht, dass Solidarität und gegenseitige Verantwortung nach christlichem Verständnis niemals eingeschränkt werden können, weder in ethnischer noch in religiöser noch in sozialer Hinsicht. Jeder Mensch ist für seinen Nächsten verantwortlich, nicht weil dieser zur gleichen wie auch immer definierten Gruppe gehört, sondern weil er ein Mitmensch ist. Der letzte Grund hierfür ist die Überzeugung von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen und der Glaube an die Inkarnation. Verantwortung für den Nächsten ist deshalb immer auch Verantwortung gegenüber Gott.

3.3

Die Bearbeitung der Aufgabe sollte mit einer kurzen Erläuterung des Zitats von Kardinal Marx beginnen, um dann in einem zweiten Schritt den Bezug zur katholischen Gewissenslehre herzustellen. Dabei ist deren Maxime der „Freiheit in Verantwortung“ herauszustellen, welche den Christen einerseits zur aktiven Weltgestaltung befähigt und ihn andererseits zur Wachsamkeit gegenüber falschen Entwicklungen verpflichtet. Wer über theologisches Allgemeinwissen verfügt, kann von da aus sehr gut auf den Weltauftrag der Laien eingehen, wie ihn das Zweite Vatikanische Konzil betont hat. Empfehlenswert ist auf jeden Fall, die Ausführungen mit dem einen oder anderen konkreten Beispiel zu untermauern.

Verantwortung ist die Pflicht, über sein Tun und Unterlassen Rechenschaft abzulegen, auf Nachfragen eine Antwort zu geben. Verantwortung ist damit das Gegenteil von Beliebigkeit und Bedeutungslosigkeit. Menschliche Verantwortung ist aus christlicher Sicht immer global ausgerichtet, alle Menschen und alle Weltregionen betreffend, ohne irgendwelche Bereiche menschlicher Existenz ausschließen zu können. Nichts anderes will Kardinal Marx sagen, wenn er die Verantwortung Europas und der Europäer für die übrige Welt betont und dabei mit Armut und Klimawandel auf zwei konkrete Beispiele verweist.

Die Verantwortung ist auch ein zentrales Element der katholischen Lehre vom Gewissen. Als Gewissen bezeichnet ist zunächst der innere Drang des Menschen, „das Gute zu tun und das Böse zu meiden“, das sog. „Urgewissen“. Freilich ist damit noch keine Aussage darüber getroffen, was Gut und Böse in einer konkreten Situation bedeuten, was konkret zu tun oder zu unterlassen ist. Hierüber muss der Mensch im Rahmen seiner Gewissensentscheidung (lat. *conscientia*) erst persönliche Gewissheit erlangen. Dies gelingt, weil Gut und Böse nach katholischer Überzeugung keine Beliebigkeit, kein rein subjektives Empfinden und auch keine bloße gesellschaftliche Übereinkunft darstellen. Vielmehr bestimmen sich Gut und Böse nach dem durch Glaube und Vernunft erkennbaren objektiven Gesetz Gottes, an dem der Einzelne seine Entscheidung auszurichten hat gleich dem Richter, der einer vorgegebenen gesetzlichen Ordnung folgt. So wie ein Richter unabhängig in seiner Entscheidung, aber nicht unabhängig vom Gesetz ist, so muss sich das Handeln des Christen am Willen Gottes messen lassen und ist diesem Rechenschaft, Verantwortung schuldig. Für eine verantwortete Entscheidung helfen einerseits die christlichen Tugenden mit der Liebe als dem obersten aller Werte, andererseits eine möglichst genaue Betrachtung und Kenntnis aller Umstände des fraglichen Einzelfalls. Immer gilt es auch, alle realistischen Handlungsalternativen mit der gebotenen Klugheit im Blick zu behalten. Dabei bleibt die letztendliche, persönliche Entscheidung immer mit der Möglichkeit des Irrtums behaftet, darf aber auf Gott vertrauen, wenn sie ehrlich und aufrichtig getroffen wurde. Die Ausrichtung am Leben und am Beispiel Jesu bleibt in jedem Fall die oberste Norm.

Das Gewissen kann eine Herausforderung für Mitbürger wie auch für die staatliche Ordnung sein, insofern subjektive Überzeugung und Empfinden der Allgemeinheit bzw. objektive Legalität miteinander in Konflikt geraten können. Es kann der eigenen Überzeugung entspre-

chen, einen Flüchtling auf dem Mittelmeer an Bord nehmen und an Land bringen zu müssen, obwohl dies nach der Rechtsauffassung der Behörden eines Anrainerstaates Beihilfe zur illegalen Einwanderung darstellt. Für die Unterbringung abgelehnter Asylbewerber in einem sog. „Kirchenasyl“ gilt Ähnliches. Hierbei ist freilich zu bedenken, dass auch die aufrichtig getroffene Gewissensentscheidung keinen grundsätzlichen Anspruch auf Folgenlosigkeit (hier: Straffreiheit) des eigenen Verhaltens schafft. Im Gegenteil, die Ernsthaftigkeit des Gewissens hat sich gerade dann zu bewähren, wenn ihm negative Konsequenzen drohen.

Das wache Gewissen aber muss als mutige Zivilcourage ein kritisches Korrektiv überall dort darstellen, wo ungerechte, unmenschliche oder die Schöpfung Gottes nicht achtende Entwicklungen drohen. Eine besondere Herausforderung in diesem Zusammenhang stellt die Solidarität reicherer mit ärmeren Weltregionen dar, wie es von Kardinal Marx klar angesprochen wird. Die möglichen Einzelprobleme sind dabei vielfältig und reichen von einer gerechten Handelspolitik (z. B. Gefahr übervorteilender Zollverträge) bis hin zur Auslagerung der Produktion in Länder mit niedrigeren Sozial- und Umweltstandards. In all diesen Bereichen sind gerade christliche Mitbürger herausgefordert, in einer pluralen Welt mutig ihre Stimme zu erheben, aber auch durch ihr ganz persönliches Verhalten dazu beizutragen, dass in der Welt eine Spur des Reiches Gottes sichtbar wird.

LÖSUNGSVORSCHLAG AUFGABE IV

Das Ende der Gewalt? – Antworten des Christentums (Textaufgabe)

1.1

Verlangt wird bei dieser Aufgabe, „Grundzüge“ des alttestamentlichen Gottesbildes zu „skizzieren“. Der Arbeitsauftrag „Skizzieren“ bedeutet immer, dass man sich bei der Bearbeitung auf wesentliche Grundzüge beschränken soll, fordert also weniger als „Darstellen“, „Erläutern“ oder (am ausführlichsten) „Entfalten“. Das erklärt die allenfalls erreichbaren 10 BE. Ich halte trotzdem entweder die Gewichtung für zu niedrig oder aber die Formulierung der Aufgabe für zu breit. Denn wer sie streng wörtlich nimmt, müsste letztlich das komplette Gottesbild des AT abdecken und zusätzlich noch einen Zusammenhang mit dem Zitat herstellen. Man sollte deshalb hier den Mut haben, mit etwas Raffinesse vorzugehen, indem man das Zitat in den Mittelpunkt stellt und dieses heilsgeschichtlich verdeutlicht.

Das Alte Testament ist die verschriftliche Erfahrung des Volkes Israel mit seinem Gott Jahwe auf dem Weg durch die Geschichte. In der Bundestheologie insbesondere des Exodus-Buches stehen sich dabei Jahwes immerwährende Beistandszusage an das von ihm erwählte und geliebte Volk (Ex 19,5) und die Selbstverpflichtung des Volkes zum Gehorsam gegenüber den Geboten Jahwes (Ex 19,8) gegenüber. In seinem Heilshandeln aber zeigt sich Gott als derjenige, der mit den „Kleinen, Armen und Machtlosen“ ist. Israel ist keine altorientalische Großmacht wie die Reiche Ägyptens oder Babylons mit ihren im Vergleich zu Jahwe so anderen Gottheiten. Israel ist ein kleines Volk mit einem (wenn auch von Gott versprochenen!) kleinen Land, dessen ethnische wie territoriale Eigenständigkeit immer wieder bedroht ist, angefangen von der Unterdrückung in Ägypten bis hin zu der traumatischen Erfahrung des Babylonischen Exils nach 586 v. Chr. In all diesen Situationen zeigt sich Gott, der Herr der Geschichte, als derjenige, der sich nicht mit den Mächtigen unter den Völkern solidarisiert, sondern der zu seinem bedrängten Volk steht, sei es in der wundersamen Rettung am Schilfmeer (Ex 14), sei es in Davids Auseinandersetzung mit den Philistern (1 Sam 17) oder in der von den Propheten verheißenen und schließlich erfolgten Heimkehr aus babylonischer Gefangenschaft (Esr 1,1–4). Freilich ist die Solidarität mit den Schwachen dabei nicht nur etwas, was Israel erfahren darf, sondern auch etwas, was es selbst leben soll. Wo nämlich im eigenen Volk die Schwachen unterdrückt werden, dort wird jede Gottesverehrung und jeder noch so aufwändige Kult zur Farce, die von Jahwe verabscheut wird (vgl. Am 5,21 ff.).

1.2

Der Schwerpunkt der Aufgabe liegt in der Erschließung der im Text von Stefan Schreiber vorgenommenen Interpretation des Kreuzestodes Jesu. Die Kernthese (Z.30 ff.) dabei lautet, dass in der Selbstaufopferung Jesu keine von Gott geforderte Sühneleistung für menschliche Verfehlungen zu sehen ist (traditionelle Annahme einer den ursprünglichen Deutungsansatz des Anselm von Canterbury allerdings missverstehenden „Satisfaktionstheorie“), sondern dass Jesus ein Opfer irdischer Machtinteressen wurde. „Auferstehung“ ist in dieser Perspektive die christliche Hoffnung auf den letztendlichen Sieg der Liebe über die Gewalt.

Stefan Schreiber setzt sich in seinem Text mit der für Christen essenziellen Frage auseinander, wie aus dem grausamen Folter- und Hinrichtungsinstrument des Kreuzes das zentrale Symbol einer Botschaft und einer Religion werden konnte, welche den Menschen das Heil und die letzte Erfüllung ihres Lebens verheißt.

Der Autor betont dabei zunächst den gewaltsamen Tod Jesu und seine Hinrichtung wegen angeblicher religiöser und politischer Rebellion als ein historisches Faktum. Wogegen er sich allerdings wehrt, ist eine Verherrlichung von Leid und Tod als solchem. Denn bereits aus der neutestamentlichen Passionsgeschichte der Evangelisten geht hervor, dass es ein zutiefst unverdientes Schicksal war, welches Jesus widerfahren ist. Dazu gekommen ist es, weil Jesus den Mächtigen seiner Zeit im Weg stand, konkret der Priesteraristokratie des Jerusalemer Tempels auf der einen und den Repräsentanten der römischen Besatzungsmacht auf der anderen Seite. Deren ausgeheckter und in die Tat umgesetzter Plan, sich eines unbequemen Menschen durch einen Justizmord zu entledigen, war als solcher freilich kein göttlicher Wille im Rahmen eines von Gott geforderten Opfers, sondern schwerstes von Machtmenschen begangenes Unrecht. Im gewaltsamen Tod Jesu sieht Schreiber somit die äußerste Konfrontation zwischen irdischen Machtansprüchen und dem Anspruch der Gottesherrschaft („Reich Gottes“; vgl. Z. 26 ff.). In dieser Extremsituation aber verzichtet Gott der Vater in seiner unendlichen Liebe darauf, seine Herrschaft durch eine irdische Machtdemonstration zu untermauern. Er beantwortet deshalb die Gewalt nicht mit Gegengewalt, sondern er lässt zu, dass sein Sohn zum Opfer wird, teilt in Jesus das Geschick der Armen, Schwachen und Machtlosen. Die Passion als tiefste göttliche Selbstentäußerung bildet somit als die äußerste Form der Inkarnation den Kern des neutestamentlichen Gottesbildes.

Gleichzeitig freilich ist dieses Gottesbild eine massive Provokation. Denn gemessen an den Maßstäben der Welt behält die irdische Macht ja die Oberhand, ist das Evangelium an dieser Stelle tatsächlich eine Botschaft vom „Tod Gottes“. Schreiber kritisiert zu Recht, dass diese Provokation gerne übersehen oder vorschnell von feierlicher Liturgie überdeckt wird. (Wer erfasst die Tragweite des „Deinen Tod o Herr verkünden wir...“ wirklich?) In der Botschaft von der Auferstehung aber kommt die christliche Hoffnung zum Ausdruck, dass Gewalt, Leiden und Tod in der Welt eben doch nicht das letzte Wort haben werden, sondern dass es ein liebender Gott sein wird, der dieses letzte Wort spricht. Der Glaube an die Auferstehung ist

die Überzeugung, dass die Macht der Liebe ganz am Ende stärker ist als die Macht des Todes. Umso mehr Grund hat der Christ, sich bereits im Hier und Heute gegen all die Mächte zu wenden, welche dem Willen Gottes entgegengesetzt sind.

2.1

Im Anschluss an den Text wird hier eine weiterführende Auseinandersetzung mit der Frage erwartet, welche Impulse und mögliche Konsequenzen sich aus dem Ansatz Schreibers für einen christlichen Umgang mit Leid und Tod ergeben. Die Teilaufgabe ist damit von 1.2 unmittelbar abhängig und an sich nur lösbar, wenn zuvor der Text richtig verstanden wurde. Dennoch sind auch grundsätzliche Kenntnisse über den christlichen Umgang mit Leid und Tod wichtig und sollten in die Überlegungen mit einfließen. Der immer ratsame Blick auf die Gewichtung zeigt mit maximal 20 BE, dass eine fundierte Darstellung erforderlich ist.

Schreibers Ansatz will ein gewisses Gegengewicht zu einer traditionellen theologischen Vorstellung bilden, welche im Kreuzestod Jesu eine stellvertretende Sühneleistung des Sohnes Gottes für die seit Adam begangenen und auch künftigen menschlichen Verfehlungen sieht. Eine solche dogmatisch berechtigte, in ihrer Verabsolutierung aber dennoch einseitige Sichtweise wird besonders durch die Theologie des Johannesevangeliums unterstützt, in dessen (in der Karfreitagliturgie ausschließlich verlesener) Passionsgeschichte Jesus als der über der Geschichte stehende Christus erscheint, dem die tiefere Bedeutung seines Leidens und Sterbens zu jeder Zeit vollumfänglich bewusst ist.

Der Unrechtscharakter von schuldlos erlittenem Leid gerät freilich schnell aus dem Blickfeld, wenn Leiden und Tod Jesu *nur* als Teil eines göttlichen Heilsplanes zur Erlösung der Welt und damit in letzter Konsequenz als der Wille Gottes des Vaters erscheinen. Denn Jesus ist nicht gleichmütig oder gar gerne gestorben; er wurde als Unschuldiger grausam ermordet, und er hatte Angst vor dem Tod. Diese Tatsachen gilt es ernst zu nehmen, zumal erlittenes Unrecht und das Leid Unschuldiger immer etwas waren, gegen das sich der irdische Jesus zu seinen Lebzeiten mit aller Macht gestemmt hat. Jesus fordert die Solidarität mit Armen und Schwachen, sieht die radikale Umkehr von deren benachteiligter Stellung als essenzielles Merkmal des Reiches Gottes an, das mit ihm bereits unwiderruflich angebrochen ist: „*Selig, die ihr jetzt hungert, denn ihr werdet gesättigt werden. Selig, die ihr jetzt weint, denn ihr werdet lachen.*“ (Lk 6,21) Die Konsequenz für den Gläubigen kann deshalb nicht die sein, hinter dem ungerechten Leid in der Welt einfach eine verborgene Sinnhaftigkeit zu suchen und dieses dann als unvermeidliches Durchgangsstadium auf dem Weg zum Himmel abzutun. Jedes Leid Unschuldiger überall auf der Welt ist und bleibt das, was auch die Kreuzigung Jesu war: Ein zu verurteilendes Unrecht, gegen das zu kämpfen ist!

Freilich zeigt die neutestamentliche Passion auch, dass die christliche Antwort auf gewaltsame Leiderfahrung nicht die Gegengewalt, sondern allein die Liebe sein kann. Jesus lehnt

es nicht nur ab, dass seine Jünger mit dem Schwert für ihn kämpfen (vgl. Mt 26,51 f.). Das Leiden Jesu macht auch deutlich, dass Gott den Leidenden zwar niemals fallen lässt, sich hieraus aber nicht die vermeintlich „logische“ Konsequenz einer Leidbeseitigung durch transzendentes, wundersames Eingreifen ergibt. Die zynische Bemerkung des die Kreuzigung begaffenden Publikums „*sich selbst kann er nicht helfen*“ (Mt 27,42) ist für den Christen deshalb kein Argument für eine Ablehnung des Glaubens als weltfremde Illusion, sondern steht für einen Gott, der sich so stark mit den Schwachen solidarisiert, dass er dabei selbst in äußerster Schwachheit erscheint. Somit glauben Christen auch nicht an einem Gott, der die Menschen von allem Leid befreit, wohl aber an einen, der mit ihnen in allem Leid ist. Trotzdem darf man über all diesen Einsichten niemals vergessen, dass das ungerechte Leid in der Welt und vor allem der ungerechte Tod als Kern der Theodizee-Frage immer das bleiben werden, was Georg Büchner den „Fels des Atheismus“ genannt hat. Denn wenn die größte Anfrage an den Atheismus die Realität der Welt ist, dann ist dies im Hinblick auf den Glauben die Realität von Leid und Tod. Deshalb ist die Auferstehung auch nicht einfach ein geschichtlich-weltimmanentes Ereignis, welches auf den Tod am Kreuz folgt. Denn dass sie sich „am dritten Tag“ ereignet, ist als Zahlensymbolik nichts anderes als die Aussage, dass Ostern einen Blick in die Ewigkeit und damit einen Sprung des Glaubens darstellt. Am ersten Karfreitag des Jahres 30 n. Chr. ging das einmalige Leben des Menschen Jesus von Nazareth grausam und unverdient zu Ende, weil andere Menschen dies in ihren Machtneurosen so wollten. Damit scheint die Gewalt, scheint der Tod das letzte Wort gehabt zu haben. Rein innerweltlich betrachtet stand somit der Tod genauso am Ende der Geschichte Jesu, wie er am Ende der Geschichte eines jeden Menschen und der ganzen Welt steht. Und doch sind Christen Menschen, die dieses „letzte Wort“ des Todes und der Gewalt nicht als endgültig anerkennen wollen, sondern die „gegen alle Hoffnung voll Hoffnung glauben“ (vgl. Röm 4,18), dass das Leben und die Liebe ganz am Ende stärker sein werden als der Tod. In diesem Kern des Glaubens liegt seine ganze provozierende Faszination. Faszinieren freilich kann nur, was auch im diesseitigen Leben sichtbar und spürbar wird!

2.2

Wie schon bei 1.1 angesprochen, steht der Operator „Entfalten“ für eine eingehendere Darstellung, hier der Reich-Gottes-Botschaft. Man darf also ruhig alles schreiben, was man über diese gelernt hat. Geeignete Bibelstellen zur Verdeutlichung sind dabei auch dann gerne gesehen, wenn sie nicht ausdrücklich verlangt werden. Davon ausgehend soll in einem zweiten Schritt erschlossen werden, welche Impulse die Rede vom Reich Gottes für die „Bewältigung einer Zukunftsaufgabe“ liefern kann. Merke hierbei: Nennt ein Aufgabensteller von sich aus Beispiele, so ist dies als unterstützende Empfehlung zu verstehen. Wer also mit dem Begriff „soziale oder globale Gerechtigkeit“ etwas anfangen kann, bleibt am besten dabei!

Der Begriff „Reich Gottes“ bildet in den drei synoptischen Evangelien den Kern der Verkündigung Jesu. In Anknüpfung an die alttestamentliche Rede vom Königtum Jahwes beschreibt Jesus damit einen Zustand, in welchem die Beziehung sowohl zwischen Gott und Mensch als auch der Menschen untereinander ganz und gar vom Willen und damit der Herrschaft Gottes bestimmt ist (gr. βασιλεία [basileia], eigentlich „Königsherrschaft“). „Reich Gottes“ ist somit ein Bildwort, durch welches die irdische Realität „Reich“ (im Palästina der Zeit Jesu war dies zuerst das Imperium Romanum) mit dem Primat weltlicher Machthaber auf den Primat des Willens Gottes übertragen wird. Was aber in der Welt oft eine Erfahrung der Unterdrückung war und ist, wird bei Jesus zur Erfahrung und Verheißung des Heiles.

Jesus konkretisiert das Evangelium vom Reich Gottes durch Wort und Tat. Die inhaltliche Hauptquelle ist dabei die matthäische Redekomposition der Bergpredigt, insbesondere die Seligpreisungen mit ihrem bedingungslosen Zuspruch an alle innerweltlich Benachteiligten (Mt 5,3–11). In seinen Gleichnissen, etwa dem vom Wachsen der Saat (Mk 4,26–29) macht Jesus deutlich, dass das Reich Gottes auf authentische Verkündigung und Ausbreitung in Form eines überzeugend gelebten Glaubens drängt. Die Überzeugungskraft dieses Glaubens aber hängt vor allem auch davon ab, inwieweit Menschen dazu bereit sind, ihr Leben am Beispiel Jesu auszurichten. Hierzu gehört die Solidarität mit gesellschaftlichen Außenseitern (Mk 2,13–17) ebenso wie die Unterstützung für Kranke und Hilfsbedürftige (Mk 5,1–20.6, 30–44). Jesus wird so zum Reich Gottes in Person, insofern sein Leben, seine ganze Existenz für das steht, was Wille Gottes ist. Wo Jesus ist, ist deshalb Reich Gottes.

Auf diese Weise wird Jesus nicht nur zum Verkünder, sondern auch zum Vermittler des Reiches Gottes. Mit seinem Kommen nämlich wird für die Welt das Reich Gottes bereits gegenwärtig, ist mitten unter den Menschen (vgl. Lk 17,21) und hat mit der Auferstehung bereits unwiderruflich gesiegt. Die Folge ist, dass Christen aller Zeiten einerseits bereits im Hier und Heute aufgerufen sind, das Reich Gottes in der Welt „aufzubauen“, d. h. dafür zu sorgen, dass es anfanghaft sichtbar wird. Andererseits freilich zeigt sich in den Evangelien das Reich Gottes auch als zukünftige Verheißung (vgl. etwa Mt 25,12). Christen wissen, dass das Reich Gottes noch nicht vollendet ist, der endgültige Sieg der Gottesherrschaft und damit das Ende von Leid und Tod noch aussteht. Es kann nur Gott sein, der ganz am Ende diesen „Eschatologischen Vorbehalt“ auflösen wird.

Das Reich Gottes kann auf Erden also nicht „gemacht“ oder gar gewaltsam erzwungen werden. Und doch sind Christen dazu aufgerufen, nicht nur in ihrem individuellen Verhalten, sondern gerade auch in den sozialen Strukturen dafür zu sorgen, dass dieses Reich erfahrbar wird. Besondere Herausforderungen stellen sich dabei im Hinblick auf den Prozess der Globalisierung. Voraussetzung für diese war in wirtschaftspolitischer Hinsicht eine massive Deregulierung der weltweiten Finanz- und Handelsströme, wie sie nach dem Ende des Ost-West-Konflikts seit den 1990er Jahren möglich wurde. Folge war zum einen eine gewaltige Steigerung der Gewinnmöglichkeiten, aber auch ein erhebliches Abstiegs- und Armutsrisiko für alle, die nicht auf der Seite der Erfolgreichen standen. Jesu Botschaft vom Reich Gottes ist hier mit ihren dezidiert sozialen Begrifflichkeiten (Gerechtigkeit, Friede, Versöhnung) eine bleibende Mahnung, dass nicht Egoismus und das Gesetz des Stärkeren, sondern universale Solidarität und Nächstenliebe die Basis allen menschlichen Zusammenlebens darstellen.

3.1

Herauszuarbeiten ist hier der inhaltliche Anspruch der Bergpredigt als neue Beziehungsethik zu Gott und den Mitmenschen. Der Schwerpunkt dabei liegt (explizite Zitat- anbindung der Aufgabe!) auf der Überwindung einer Gewaltspirale durch Gewaltlosigkeit. Neben der Verheißung der Seligpreisungen sollten deshalb v. a. die entsprechenden Antithesen (Gewaltbegriff, Vergeltung, Feindesliebe) angesprochen werden. Der Glaube an die mit Jesus angebrochene Gottesherrschaft ist für das richtige Verständnis wiederum im Blick zu behalten.

Die Bergpredigt als zentrale Redekomposition des Matthäusevangeliums beinhaltet einen neuen Blick auf die Welt und die Menschen, insofern mit Jesus der Durchbruch des Willens Gottes in die Welt gekommen ist. Damit aber ist auch die Zeit vorbei, in der man sich mit Gewalt und Gegengewalt als irdische Realitäten abzufinden hatte und diese allenfalls gebändigt werden konnten, indem Vergeltung auf den Umfang des erlittenen Unrechts zu beschränken war („ius talionis“; vgl. Ex 21,24). Die Antwort Jesu auf die Gewalt dagegen besteht in einer neuen, höheren Gerechtigkeit, „er schlägt nicht zu, sondern leidet“. Dabei muss man sich die historischen Verhältnisse im Palästina der Zeit Jesu vor Augen halten, wo sich angesichts einer Unterdrückungssituation durch die römische Besatzungsmacht und guerillaartigen Widerstandes durch die Zeloten die Gewaltfrage auch in politischer Hinsicht ganz konkret gestellt hat.

In diesem Rahmen stellen bereits die Seligpreisungen am Beginn der Bergpredigt ein klares Plädoyer für eine Haltung der Gewaltlosigkeit dar, indem das Reich Gottes denen zugesagt wird, welche irdischer Gewalt abschwören: „*Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.*“ (Mt 5,9) Diese Linie setzt sich fort in den sog. „Antithesen“, in welchen Jesus die Transformation der normorientierten alttestamentlichen Tora-Ethik hin zur wertorientierten Ethik einer universalisierten Menschenliebe vollzieht. Der jüdischen Tradition des ethischen Realismus stellt Jesus dabei mit seinem „*Ich aber sage euch...*“ fundamental veränderte Grundhaltungen gegenüber, in denen der Gewaltlosigkeit die zentrale Rolle zukommt: „*Jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, soll dem Gericht verfallen sein!*“ (Mt 5,22); „*Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin!*“ (Mt 5,39); „*Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen!*“ (Mt 5,44)

Die große Herausforderung für die Christen aller Zeiten besteht darin, wie mit diesen jesuanischen Forderungen nach unbedingtem Gewaltverzicht auch in Notwehrsituationen und – als äußerste Radikalisierung – nach Liebe selbst gegenüber Feinden umzugehen ist. Die Lösungsvorschläge reichen hier von der Beschränkung des Anspruches der Bergpredigt auf eine spirituelle Elite („Mönchsethik“) bis hin zu dessen tendenzieller Privatisierung in der Zwei-Reiche-Lehre Martin Luthers (Beschränkung auf die persönliche Glaubensexistenz im bereits angebrochenen Reich Gottes, wohingegen für die sonstige Existenz in der Welt weiterhin deren Gesetzmäßigkeiten gelten). Richtig daran ist, dass auch die Bergpredigt unter dem Eschatologischen Vorbehalt steht und deshalb die Beschreibung eines Ziels und keines

Zustandes ist. Dies darf aber niemals dazu führen, dass sich der Christ mit vermeintlich alternativen Verhältnissen und Notwendigkeiten einfach abfinden darf, etwa indem er meint, eben doch „zuschlagen“ zu müssen.

3.2

Der Kern der breit angelegten Aufgabe ist die Darstellung eines Ansatzes des theoretischen Atheismus sowie die kritische Auseinandersetzung mit diesem aus christlicher Perspektive. Dies soll unter dem Aspekt einer „heutigen Unrechtserfahrung“ konkretisiert werden. Herauszuarbeiten ist also zunächst, wie nach Meinung des gewählten Religionskritikers die unbestreitbare Tatsache von in der Welt geschehendem Unrecht bewältigt werden kann. Diese Meinung ist kritisch zu würdigen, d. h. sowohl im Hinblick auf ihre positiven Aspekte hin zu untersuchen als auch deutlich zu machen, worin die Unterschiede zum christlichen Umgang mit realem Unrecht bestehen. Angesichts der sehr hohen Gewichtung mit 25 BE sollte man hier keine Angst haben, zu viel zu schreiben; nicht umsonst haben die Ersteller des Abiturs mit dem Schlusssatz die Aufgabe auf die Auseinandersetzung mit den Grundannahmen des fraglichen Religionskritikers ausgeweitet.

Grundsätzlich ist die Aufgabe mit jedem der Religionskritiker zu bearbeiten, die üblicherweise im Unterricht behandelt werden; bei der Begründung des Beitrags Nietzsches „zur Gestaltung einer besseren Welt“ hätte ich allerdings meine Probleme. Ich wähle deshalb die Projektionstheorie Ludwig Feuerbachs mit ihrer Forderung nach einer Rückführung des Gottesglaubens hin zu einer Vergöttlichung des Mitmenschen.

Für Ludwig Feuerbach (1804–1872) ist die Gottesvorstellung eine illusionäre Selbsteinbildung des Menschen. Der Glaube an Gott entsteht danach, weil der Mensch sowohl sich selbst als auch die ihn umgebende Umwelt als unvollkommen wahrnimmt. Dabei ist zunächst die Erfahrung der eigenen Endlichkeit und damit des Todes das fundamentale Grunddefizit des Menschen. Doch auch im zwischenmenschlichen Umgang merkt der Mensch immer wieder, dass alle positiven Werte (Liebe, Treue, Solidarität usw.) nur begrenzt verwirklichtbar und erfahrbar sind, insofern diesen gleichzeitig negative Realitäten (Hass, Verrat, Egoismus usw.) gegenüberstehen. Die daraus zwangsläufig entstehende Spannung bewältigt nun der religiöse Mensch laut Feuerbach dadurch, dass er sich ein imaginäres Wesen außerhalb der realen Welt einbildet, um dieses zu verehren. Ein solches unsterbliches Idealwesen „Gott“ weist dann all die Eigenschaften in vollendeter Weise auf, welche sich der Mensch in Vollendung wünscht, bei denen er aber gleichwohl merkt, dass solche Vollendung in der Realität unerreichbar bleibt. Deshalb muss diese an einen geträumten Ort („Himmel“) ausgelagert werden. Die Schlussfolgerung Feuerbachs aus all dem ist eine dezidierte Ablehnung jedweden Glaubens an eine transzendente Realität, welche in dem Satz gipfelt: „Nicht Gott schuf den Menschen, sondern der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.“

„Unrechtserfahrung“ heißt für Feuerbach somit im Letzten die Erfahrung der Unvollkommenheit des eigenen Ichs wie auch der Welt als Ganzer. Menschen erleiden Unrecht bzw. tun Mitmenschen Unrecht an, weil sie unvollkommen sind. Hinter der schmerzlichen Realität des Lohndumpings etwa steckt auf der einen Seite der Egoismus eines Unternehmers, der nur den eigenen Profit im Blick hat, auf der anderen Seite die schwache Position eines Arbeitnehmers (etwa aufgrund fehlender Ausbildung), die ausgenutzt werden kann. Die Lösung kann nach Feuerbach nun nicht die sein, das Unternehmer und Arbeiter gemeinsam an einen imaginären Gott glauben und der eine etwas besser zahlt, um nicht in der Hölle zu enden, während der andere sich mit seiner Situation abfindet und auf jenseitige Erlösung hofft. Vielmehr sollen beide erkennen, dass wahres Menschsein nur gelingen kann, wenn sich alle gemeinsam hier auf Erden im ureigenen Interesse um eine bessere, humanere, gerechtere Welt bemühen und allein hierfür alle Kraft aufgewendet wird. Hierfür braucht es nach Feuerbach keinerlei Religion; im Gegenteil, diese ist hinderlich, weil sie als Selbstentfremdung des Menschen genau die Kräfte zur Verehrung eines „himmlischen“ Projektionswesens vergeudet, die auf Erden dringend zum Einsatz für Mitmenschen nötig wären. „Homo homini deus“ (Der Mensch soll dem Menschen ein Gott sein) ist deshalb Feuerbachs Programmsatz, mit dem die Theologie überwunden und zur Anthropologie werden soll.

Feuerbachs atheistischer Ansatz ist der eines säkularen Humanismus. Sein Ziel besteht in der Rückführung der Religion auf ihren wahren und – nach Feuerbach – einzig ursprünglichen Kern, nämlich der Sehnsucht des Menschen nach Frieden mit sich selbst und seiner Umwelt. Diese Sehnsucht spiegelt ein durchaus „religiöses“ Anliegen wieder, welches Feuerbach mit dem Christentum teilt. Auch die christliche Reich-Gottes-Botschaft beinhaltet die Verheißung, dass eine bessere Welt erfahrbar wird, und zwar nicht nur eschatologisch in ferner Zukunft, sondern bereits im Hier und Heute. Wenn Feuerbach als Mensch mit hohen Idealen zwischenmenschlichen Zusammenlebens im genannten Beispiel etwa den Einsatz für mehr Lohngerechtigkeit fordern würde, so muss der Christ dies uneingeschränkt teilen. Denn wo Orthodoxie und Orthopraxie auseinanderklaffen (leider war dies in dem von Feuerbach real erlebten Christentum des 19. Jahrhunderts sehr häufig der Fall), dort wird der Glaube unglaubwürdig und verlangt eine konsequente Rückbesinnung auf die Praxis Jesu: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!“ (Mt 25, 40) Feuerbachs Kritik ist so eine beständige Mahnung auch an Christinnen und Christen, die präsentische Dimension des Evangeliums nicht aus dem Blick zu verlieren und den Trost, nicht aber die Vertröstung zum Wesensmerkmal ihres Glaubens zu machen.

Freilich ist gleichzeitig festzustellen, dass die Weltsicht Feuerbachs eine strikt weltimmanente ist und deshalb den Menschen – ganz anders als der christliche Glaube – in eine radikale Abhängigkeit von sich selbst verweist. Seine metaphysische Grundannahme hierbei bildet der Materialismus, wonach die Materie die einzig ursprüngliche, aus sich selbst existierende Realität darstellt. Dabei vertritt er als Repräsentant des Linkshegelianismus (in exakter Umkehrung des ursprünglichen Ansatzes seines Lehrers Friedrich Wilhelm Hegel) eine Philosophie, nach welcher alle geistigen Ideen im Letzten das Ergebnis materieller Prozesse sind. In seiner Religionskritik spiegelt sich exakt diese dialektische Grundlinie wieder: Die Religion geht mit der projizierten Gottesidee aus der materiellen Welt hervor und muss, damit sie richtig eingeordnet werden kann, in Form eines atheistisch-säkularen Humanismus wieder auf diese zurückgeführt werden.

Aus christlicher Sicht ist hierzu festzustellen, dass der Materialismus eine apriorische Grundannahme ist und damit keine geringere „Glaubensentscheidung“ darstellt als jene an die Existenz Gottes. Es gibt für den Materialismus keinen Beweis; schon gar nicht ist Feuerbachs Projektionstheorie ein solcher. Denn die (nicht zu bestreitende) Tatsache, dass sich im Glauben an Gott menschliche Wünsche und Sehnsüchte widerspiegeln, weist zwar auf unter Umständen defizitäre Gottesbilder hin, führt aber keinesfalls zwangsläufig zu dem von Feuerbach gezogenen Schluss auf die Nichtexistenz Gottes. Vielmehr kann mit genau demselben Recht hierin gerade ein Hinweis auf die wirkliche Existenz Gottes gesehen werden, wie es etwa Thomas von Aquin mit seinem sog. „Inkorruptibilitätsargument“ auch getan hat. Eine natürliche Sehnsucht, insbesondere die des Menschen auf Unsterblichkeit, kann danach nicht ohne Aussicht auf Erfüllung bleiben.

Schlussendlich muss sich Feuerbach auch die Anfrage gefallen lassen, ob sein rein säkular begründeter ethischer Anspruch bei Ablehnung jedweder höheren Instanz wirklich die Welt besser macht und Unrecht eher verhindern kann als der Glaube. Denn wo der Mensch nur noch sich selbst Verantwortung schuldet und von niemandem außer von sich selbst irgendetwas erhoffen darf, dort ist er auch ausschließlich von sich selbst abhängig. Feuerbach hat diesbezüglich ein äußerst optimistisches Menschenbild, glaubt er doch – nicht untypisch für die Zeit nach der Aufklärung und vor den Katastrophen des 20. Jahrhunderts – an die Möglichkeit der ethischen Heiligung, ja der Vergöttlichung des Mitmenschen. Die Geschichte freilich hat mehr als deutlich gezeigt, dass der Mensch dem Menschen alles andere als selbstverständlich ein Gott ist; mehr als einmal hat er sich als grausamer Wolf erwiesen.